der Weg

EL SENDERO



REVISTA MENSUAL CULTURAL

AÑO 2 PRECIO $ 2.— Nº 11

Correo Argentino	Central	TARIFA REDUCIDA Concesión N.° 3638

der Weg

Monatshefte zur Kulturpflege und zum Aufbau

2. JAHRGANG · NOVEMBER 1948 · 11. HEFT

VERLAG VOM DÜRER-HAUS IN BUENOS AIRES

WIR BEKENNEN UNS ZU
DEM GESCHLECHT
DAS AUS DEM DUNKELN
IN DAS HELLE
STREBT

GOETHE



der Weg

EL SENDERO

Registro Nacional Prop. Intelec. N. 242.896
Queda hecho el depósito que señala la ley

Originalbeiträge: *Nachdruck bei vorheriger Einholung der Verlagszustimmung und genauer Quellenangabe gestattet. **Nachdruck verboten.

Artículos originales: *La reproducción es permitida previa autorización del Editor y con la indicación de su fuente. **Reproducción prohibida.

INHALT DIESES HEFTES

CONSEJOS A UN JOVEN

Estáis comenzando la vida en tiempos difíciles. Descubriréis en la historia de los hombres que la marea creciente ha hecho triunfar a los nadadores menos capaces. Vos y vuestros amigos debéis nadar contra la resaca, lo que resulta más difícil.

Las cualidades que necesitaréis son, empero, las mismas que han salvado ya a vuestros antepasados. Las leyes del universo no han cambiado, los métodos que nos permiten dominarlas han permanecido iguales. Durante las primeras brazadas os sentiréis sofocados, y desesperaréis de poder alcanzar jamás la playa del éxito. No os atemoricéis. Todos hemos pasado por las mismas cosas. Vos, también os acostumbraréis a ello, pero debéis saber nadar.

El primer secreto es la confianza. No lograréis nada si no creéis en la posibilidad de lograrlo. Para el escritor, su primera novela parece interminable; cree que jamás podrá terminarla. Cuando llega a su décima novela, sabe que es posible y la comienza con verdadero placer. Lo que ocurre también con toda empresa. Se puede triunfar en todo o en casi todo. Lo que se necesita es paciencia y fuerza de voluntad, el firme deseo de triunfar para comenzar todo de nuevo cada vez que sea necesario hasta que la victoria esté asegurada. No os precipitéis. Las fortunas y las reputaciones de un instante mueren en un instante. Os deseo que tengáis obstáculos, que tengáis enemigos, que tengáis luchas.

La batalla os endurecerá. Cuando lleguéis a los cuarenta o cincuenta años de edad habréis adquirido ese aspecto de vigor y fuerza de los viejos peñascos batidos por las tormentas. El mundo hostil os habrá esculpido. Tendréis una recia personalidad y las opiniones de la gente que os rodee os harán reír. Cuando uno es joven todo parece trágico; los primeros obstáculos parecen como insultos. La maldad de los seres humanos os aterrará. Decíos a vos mismo que uno se acostumbra a todo, que la edad por la que estáis pasando es la más difícil, que la maldad se cansará pronto de atacar a un hombre que no puede ser atacado y que la felicidad, para aquellos que son dignos de ella, va aumentando con los años. Los moralistas a veces sostendrán que lo contrario es verdad, pero es porque ellos no han vivido realmente.

No os valgáis de subterfugios con la vida y los hombres. Al final, cada uno será compensado de acuerdo con sus méritos. Las cosas que habéis ganado por favor o mediante artimañas os resultarán inútiles. Seguid vuestro camino lealmente. Triunfaréis antes que el ambicioso y mejor que él. Ser digno de confianza es vuestro deber, pero es también la mejor política. Hay todavía espléndidas carreras que pueden hacerse trabajando, honradamente, os lo aseguro.

Sed fiel y estable. Sé que uno se siente tentado, cuando las cosas marchan mal, a arriesgar la montura después de perder el caballo, para comenzar la vida nuevamente, iniciarse en otra profesión, vivir en un diferente país. No cedáis a esta aparente facilidad. En ciertos casos extremos es posible que una renovación pueda ser necesaria, pero para la mayoría de la gente es mejor sacar el mejor partido de lo que tienen. Es un destino admirable envejecer y morir entre aquellos con quienes uno ha trabajado y luchado.

A. M.

El Ejemplo

Cuando el hombre con ánimo sereno
vuelve en el libro inmenso de la vida
una página más, muy conmovida
nuestra voz le repite: ¡Que seas bueno!

¡Que seas bueno! — decimos al que lleno
de odio, rencor y envidia maldecida,
vive ensanchando la sangrienta herida
que rompe y mata el corazón ajeno.

Vivamos, noblemente, año tras año
abominando del cobarde engaño,
y dando ejemplos que el pesar mitiguen.

No seamos, con arrogancia artera,
cual los altivos postes de madera
que enseñan un camino..., y no lo siguen!..

M. R. Blanco Belmonte

REGIE UND REGISSEUR

VON HANS FUCHS

IM GEDANKEN AN OTTO FALCKENBERG

In jeder Kunst gibt es ein Mittel der Uebertragung. Der Maler wirkt durch den Ausdruck der Farbe, der Musiker durch die Kraft seiner Instrumente, der Bildhauer durch den geformten Urstoff auf Geist und Seele seiner Mitmenschen ein. Jeder darstellende Meister hinterläßt ein Werk, dem er die höchste künstlerische Vollendung seines Könnens und seiner Technik gegeben hat — nun soll seine Schöpfung allein bestehen und durch sich selber sprechen und leben.

Im Theater gibt es das nicht. Der flüchtige Rausch des Augenblickes, das Auf und Nieder von Stimmungen, das Schwingen und Wanken von Gefühlen, alle Skalen von Freude und Leid durchwehen den Raum, in dem Menschen, zu einer Erlebnisgemeinschaft zusammengeschlossen, ihr ureigenstes Instrument selber spielen, ihr Menschentum! Von schauspielenden Menschen, vom Menschengestalter angerührt, in den Bann seiner Magie gezogen, ist der empfangende Mensch zum Werkzeug seiner selbst geworden. Sein Leben, sein tausendfältiges Leben wird von seinem Mitbruder dargestellt, in höchstgesteigerter, verdichteter Form wird seinem durch die Hast und Last des Alltags verwischten Lebensgefühl neue Ausdrucksstärke, neue Sinndeutung gegeben. Aber während sonst die Leuchtkraft der Farbe, die Macht der Melodie, die Beseelung toten Stoffes immer wieder seiner Werbung und Wertung sich stellen, vergehen Wort und Verkörperung, Geist und Geste in dem gleichen Augenblicke, der sie geboren, um einer anderen Regung Raum zu schaffen. Nichts bliebe als Folge von durch Menschendichter und Menschendarsteller aufgewühlten Menschenschicksalen und -gefühlen, gäbe es nicht eine straffende Hand, die sorgend und sorgsam die Menschenführung übernehme. Wie der Gärtner im Weinberg des Herren die edelen Reben nur schneidet und bindet, um sie so zur schönsten Entfaltung zu bringen, waltet die Kraft des Regisseurs über dem Bühnengeschehen, ihm seine tiefste Wirkung zu sichern. Aus dem Schöpfungsgestalten der Dichtung, aus den Schöpfungsgestaltern der Bühne gestaltet er die Schöpfung selbst, das Ganze, das Werk. Er weiß, daß er zuletzt nur ein Deuter ist. Er weiß, daß er eigentlich nichts ist ohne den Dramatiker, der ihm den Stoff, ohne den Schauspieler, der ihm den Ausdruck verleiht; daß er nur mit Ehrfurcht vor dem Willen des Dichters und mit Achtung vor dem Wollen der Künstler seine lenkende Arbeit leisten darf; daß er zutiefst unsichtbar zu bleiben hat. Er weiß aber auch, daß nur er allein, als der königliche Mittler zwischen Bühne und Parkett, jenes Einmalige erreichen kann — und muß, das über die Rampe trägt, daß er aus der flüchtigen Aufwallung vieler Gefühlsmomente den dauernden Eindruck eines Kunstwerkes zu schaffen hat, wie es der Maler, der Bildhauer, der Baumeister mit ihren Schöpfungen bewirken. Das erfordert feinstes Einfühlungsvermögen und eine allumfassende, allgütige und allverstehende Liebe zu seinem Werkzeug, zum Menschen, zu dem, der gibt und jenem, der nimmt; das erfordert selbst einen ganzen Menschen, eine Persönlichkeit, die aus der Reife, aus dem Reichtum eines eigenen Lebens schöpft.

So zeigt sich der Regisseur nicht nur als ein dem Theater dienender, ja verfallener Mensch von ausgesuchten Qualitäten — seine Arbeit fordert darüber hinaus in seiner Person die Vereinigung der ausdeutenden und nachschöpferischen Begabung des gereiften Dramaturgen, der seelsorgerischen Befähigung des Menschenbildners und der technischen Veranlagung des Architekten, des Raumbildners, will er die letzte Wahrhaftigkeit des Ausdruckes für sein Spiel erringen. Sind diese Voraussetzungen nicht erfüllt, erstarrt alles frohe Wachstum unter caesarenhaftem Dünkel.

Man wird einwenden, daß es doch letzten Endes die Aufgabe des Dichters selbst sei, solche seelischen Regungen auszulösen. Gewiß. Ohne eine wahre Dichtung keine wahre Darstellung. Sie ist der Urgrund erfolgreicher Theaterarbeit. Aber nicht jede gelungene Dichtung ist gleich gelungene Aufführung, nicht jede formvollendete Schöpfung schon bühnenreife Wirksamkeit szenische Durchblutung. Nicht alles, was sich im Druck begeisternd liest, lebt auch auf den Brettern, und andrerseits

ward manches lebensvolle Stück schon verworfen, weil man es nur mit den Augen des Literaten las. Man hat eben zu seiner Uebertragung das Instrument nicht zu vergessen, das der Bühnendichtung erst Klang, Resonanz und Farbe verleiht, den Menschen. Dieses in seiner überragenden Spannweite, in der Ueberempfindlichkeit seiner Modulation abzustimmen auf die Partitur des Dramatikers ist die hohe Kunst des Regisseurs. Er hat aus den Quellen seiner Menschenerfahrung und Lebenskenntnis heraus die Absichten des dichterischen Genius jener Ausdruckskraft zuzuführen, die jenem bei der künstlerischen Gestaltung seines Stoffes Leitstern war. Der Regisseur ist zum mitschöpferischen Bruder des Dichters geworden.

Otto Falckenberg hat einmal diese ideale Verschmelzung von Autor und Spielleiter in seiner Regie von Richard Billingers „Rauhnacht" sehr eindrucksvoll geschildert*): „Ich gehöre nicht zu jenen Regisseuren, die den Dichter nach irgendeiner vorgefaßten Meinung und Absicht vergewaltigen. Ich habe das Amt des Spielleiters immer als das eines Dieners der Dichtung aufgefaßt, aber vielerlei ist gleichwohl stets zu ändern, gerade wenn die Absicht des Verfassers voll verwirklicht werden soll. So stellte sich auch bei diesem — doch sehr problematischen — Stücke heraus, daß manches so auf der Bühne nicht gespielt werden konnte. Billinger nun — ein Unterschied zu anderen Dichtern — begriff das jeweils mit seinem großen, angeborenen Theaterinstinkt sofort. Noch wunderbarer aber war, daß er heimging und — bisweilen — schon nach zwei Stunden wiederkam mit der umgeänderten, neu geschriebenen Szene, die nun aufs Genaueste meine Absicht traf, und die wir gleich probieren konnten. So, stelle ich mir vor, müssen die alten Bühnendichter zu Shakespeares, Molières und Gozzis Zeiten unmittelbar für die Bühne geschrieben haben."

Ist so die dichterische Intention ihrer regielichen Höchstform zugeführt, ist aus dem Buchdrama ein Bühnendrama geworden, gilt es, den geistig-seelischen Vorgang in einen sinnlich-räumlichen umzusetzen. Die Gestaltung des Menschen nach Wort und Handlung des Dichters tritt in den Vordergrund.

Mit dem Schauspieler ist dem Regisseur der köstlichste und dankbarste Werkstoff in die Hand gegeben, den das Leben zu verschenken hat. Jede Seelenregung, jede Gefühlsaufwallung, jede Geste, Gebärde und Mimik, jede Haltung und Bewegung können nachempfundenen, nachgedacht, nachgeahmt werden. Auf den leisesten Anschlag kann das in seiner unergründlichen Klaviatur einzigartige Menscheninstrument reagieren. Das verlangt eine behutsame Hand und ein feines waches Gehör, das will mit Zartfühligkeit, Rücksichtnahme und besonderem Verständnis behandelt sein. Denn nichts ist so leicht zu verstimmen wie die menschliche Seele. Das erfordert aber auch Sicherheit, Willenskraft und Härte, oftmals bis zur Brutalität. Denn nichts ist so schwer zu bestimmen wie die menschliche Einsicht. Der Schauspieler ist ein bei aller Reife in hohem Grade kindhaft gebliebener Mensch mit all dessen Stärken und Schwächen, Vorzügen und Fehlern: Seiner Gläubigkeit, Hingegebenheit und Empfindungsreine, aber auch seiner Unbelehrbarkeit, Bösartigkeit, Wildheit. In dieser ihrer menschlichen Substanz, ihrer besonderen Formungsfähigkeit hat sie der Regisseur anzufassen, hat aus der Disharmonie seines menschhaften Orchesters die Harmonie des ihm anvertrauten Kunstwerkes zu gestalten.

Das Urelement der dramatischen Dichtung ist das Wort. Dem Wort zu dienen, die ursprüngliche Einheit, die es in seinem Uranfängen besaß, wo Empfindung leichter und beseelter aus einer Menschenseele sprachen, in möglichster Vollendung wiederherzustellen, muß durch tiefstes Einfühlen in seine Allgewalt erreicht werden. Die Menschenbearbeitung des Regisseurs liegt daher vor allem darin, diesen zum Bewußtsein der Tiefenwirkung des Wortes zu bringen, des Wortes als Symbol des Geistes. Denn nicht eine kunstvolle Kette von aneinandergereihten, geistvollen und klangreichen Wort- und Satzgebilden ist die Sprache des Menschen, nein, sie ist ewig wirksamer lebendiger Geist seiner Göttlichkeit, sie ist Geist von Gottes Geist. Nicht umsonst heißt es in der heiligen Schrift: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Das ist das tiefste Geheimnis unserer Menschenbestimmung und einer fast religiösen Verpflichtung für Wort- und Menschengestalter. Diesem Geheimnis i m Menschen d u r c h Menschen f ü r Menschen dienen zu dürfen, ist beglückende Gewißheit.

Die dritte hohe Forderung an die Gestaltungskraft des Regisseurs ist die Erfassung der räumlichen Gesetze. Der das Dichtwerk darstellende Mensch allein genügt selten, es zum Nacherleben eines Weltbildes ausreifen zu lassen. Dazu bedarf es seiner künstlerischen Komposition in den Raum. Nicht nur das Ohr, auch das Auge verlangt nach Erlebnisharmonie. Neben dem triebhaften muß auch

*) Otto Falckenberg, Mein Leben — mein Theater von Wolfgang Petzet, Zimmer-Verlag, München—Leipzig—Wien.

der bildhafte Eindruck einer Handlung vermittelt, herausgearbeitet werden. Die Umsetzung des Stimmlich-Sinnlichen in das Räumlich-Körperliche gibt ihr erst den magischen Reiz, der von jeher die Besonderheit des Bühnengeschehens ausmacht. Sorgsame Ausgewogenheit von Ruhe und Bewegung, Gebundenheit und Gestik, von Einzelwesen und Gruppe, von derber Erdschwere und fast tänzerischer Beschwingtheit, von Licht und Finsternis, Farbe und Fahlheit in Verbindung mit einer sinnvollen Kulisse, die durch Formgebung und Anstrich, An- und Einordnung, Ausdruck im Raum, Fläche oder Bau die Illusion im Sinne der Dichtung optisch vervollständigen hilft, das ist die Aufgabe des Bühnenbildes. Es ist jedoch nur zur Unterstreichung der dramaturgischen Gegebenheiten, niemals um seiner selbst willen da. Je geringer der Aufwand, mit dem die szenische Wirkung erreicht wird, umso edler und kunstvoller ist die Bühne für die Zwecke des Dichters eingefaßt. Nicht die billigen szenischen Effekte, sondern die abgeklärte Vergeistigung des Materials, die das Wesen der Dichtung am Tiefsten trifft, müssen das Ziel der idealen Zusammenarbeit von Bühnenbildner und Spielleiter sein.

Neben diesen Grundforderungen an die Verantwortlichkeit eines Regisseurs können noch manche regielichen Finessen seine Arbeit verfeinern helfen. Kleine liebenswerte Einfälle, die dazu da sind, eine notwendige Stimmung, eine Zeituntermalung, eine Atmosphäre mit bewußt sparsamsten Mitteln, aber überraschend echt zu gestalten, Einfälle, die oft in ihrer Schlichtheit und Eigenheit erst den Wesenskern eines Regisseurs aufdecken, der ja mit seiner Persönlichkeit immer hinter der Urgewalt der Dichtung und der Ausdruckskraft der Darsteller zurücktreten wird. Wer empfinden kann, was beispielsweise das Dengeln einer Sense, der Pfiff einer Lokomotive, das Geplätscher eines Springbrunnens, das Läuten von Glocken, das Schlagen einer Uhr, aber auch das Huschen eines Schattens, der Schein einer Lampe, die Farbe eines Kleides, eines Raumes, die Stellung eines Stuhles in uns wachzurufen vermag — ja selbst das Zucken einer Hand, die Blickwanderung der Augen — der wird verstehen, was gemeint ist.

Der Regisseur ist der große Komponisteur aller menschlichen Künste: der göttlichen Kraft des Wortes, der Gewalt der Musik, der Werbung von Farbe und Form, der Wirkung von Plastik und Raum, der tänzerischen Gelöstheit, des architektonischen Aufbaues, ja, selbst der religiösen Verpflichtung des Priesters. Das Emporheben menschlich-seelischer Vorgänge in das Licht des Transparenten, des Visionären gibt seiner Schöpfung die Krone. Er ist ein zutiefst schöpferischer Mensch, der durch die Vielheit seiner Gaben und die Allmacht seiner Berufung den schöpferischen Vorgang des Dichters in der Seele des Zuschauers sich vollenden läßt. Wer so den Sinn einer Dichtung auszuschöpfen vermag, wenn es gelingt, sie in reinster und reifster Harmonie im Menschen zum Erleben zu bringen, der ist begnadet, ist wahrhaft an die Quellen des Urstromes alles Lebens hinabgestiegen, der ist dorthin gelangt, wo sich allein unserem Suchen und Streben die Pforten zum ewigen Reich der göttlichen Seligkeit erschließen.

„Den Sinn des Menschentums wissen wir nicht, aber eines fühlen wir: W i r m ü s s e n w a c h s e n." (Fr. Kayßler).

Gespräche über Musik

VON WILHELM FURTWÄNGLER*

Bei Bach hat jede Note einen harmonisch und melodisch funktionellen Sinn zugleich. Der Rhythmus tritt nicht als selbständiger Faktor hervor, das Ganze rollt ab ohne jegliche Verknotung oder Stauung. Jeder leiseste Anflug momentaner Schwäche fehlt, die ruhig beständige Kraft des Zusammenwirkens mit Linienführung und harmonischem Geschehen stellt ein Optimum dar von strömendem Sein, gleichsam einem im Geschehen eingespannten Dauerzustand (nebenbei bemerkt, das Ideal des heutigen bewußt hygienisch eingestellten Menschen, dem lückenloser, ruhiger Ablauf der Lebensfunktionen als das Wünschenswerte schlechthin erscheint.)

Bei Mozart — um nur die Hauptstufen zu nennen — gibt es keinen solchen Dauerzustand mehr, hier überwiegt schon das Geschehen. Denn Mozart beginnt schon die rhythmischen Gegensätze mit einzubeziehen, die Bach nicht gekannt oder geflissentlich auszuschalten gesucht hat. Aber auch bei Mozart vollzieht sich der Ablauf des Ganzen ohne Knotungen und Ballungen. Er ist nicht mehr episch wie Bach und noch nicht dramatisch wie Beethoven. Er verbindet beides auf einzigartige, nach ihm nie wieder erreichte Art. Was er tut, tut er — gleich einem vollendeten Fechter — mit größter Leichtigkeit und Souveränität; er bewältigt größte und schwierigste Aufgaben mit weltmännischer Eleganz und Liebenswürdigkeit, ohne den geringsten Anflug von Anstrengnug oder Unsicherheit. Er ist das Ideal der Theoretiker, der Konservatoristen. J. Haydn, der eigentliche Vater der „Sonate", hat mit der plötzlich aufgebrochenen Freiheit des rhythmischen Lebens zum ersten Male die Wirbel der Ballungen und Stauungen in die Musik gebracht. Bei ihm fingen die Probleme an, die später Beethoven beschäftigten, Mozart war der elegantere, sozusagen blaublütigere; Haydn war mehr aus dem Volk. Mozart hat den größeren Adel, die größere Süßigkeit, Haydn die stärkere Innigkeit, den größeren Uebermut. Wie könnte man es wagen zu sagen, der eine sei größer als der andere? In Haydn-Quartetten und -Sinfonien ist die Lebensfreude geradezu in ganzen Bündeln eingefangen. Die Musik ist bei ihm jung — wie sie sonst nirgends ist, weder vor ihm noch nach ihm. Ich habe niemals verstanden, warum Wagner Haydn nicht begriffen hat. Die Welt wäre ärmer ohne Haydn.

So ist nun aber Haydn der erste, bei dem die **gesamt-musikalische** Einheit, das große Gut der Epoche, nicht mehr sich gleichsam von selber ergibt, wie bei Bach, oder noch bei dem glücklichen Mozart, sondern **errungen** werden muß. Damit beginnt recht eigentlich die moderne Musik. Bei Haydn und später noch mehr bei Beethoven wird das „Sein" Bachs, das „Geschehen" Mozarts zum „Werden". Bei Bach hört ein Werk noch auf, Haydn und Beethoven enden ein Werk. Damit wird zugleich die **Einheit von musikalischer Logik**, musikalischem Geschehen und seelischer Logik sowie seelischem Geschehen zur Aufgabe des Zeitalters.

Es gibt heutzutage immer wieder Leute, die Bach gegen Beethoven ausspielen, die Beethoven als Romantiker, als Subjektivisten und damit als Verderber der natürlichen Ordnung, als etwas für uns zu Ueberwindendes hinstellen. Diese Anschauung entspricht einem tiefen Mißverständnis, welches freilich durch die landläufige Darstellung Beethovenscher Werke gestützt wird. Bach gegen Beethoven — das kommt mir vor, als ob man einen Eichbaum gegen einen Löwen, oder abstrakt ausgedrückt, als ob man pflanzliches gegen tierisches Sein ausspielen wolle.

Erst jetzt, erst bei Beethoven wird die Musik in den Stand gesetzt, das darzustellen, was sich in der Natur in Gestalt der **Katastrophe** abspielt. Nicht weniger naturgemäß, nicht weniger natürlich-organisch als das langsam sich

---

*) Der größte Dirigent der Gegenwart, Wilhelm Furtwängler, faßte in einem kürzlich in der Atlantis-Musikbücherei, Zürich, erschienenen Büchlein unter diesem Titel reiche Erfahrungen seines Wirkens als Dirigent und Interpret der großen sinfonischen oder vocalen Meisterwerke zusammen. Die Fülle der Gedanken, die Tiefe der Erwägungen, die Prägnanz der Formulierungen Furtwänglers sind ein Ehrfurcht gebietender Beitrag zum Kapitel „Stildurchdringung" der musikalischen Meisterwerke. Daher geben wir im folgenden einen Abschnitt des dritten Gespräches wieder, der in wunderbarer Klarheit die drei größten Musiker unserer Ueberlieferungen gegen einander abwägt und der in seiner plastischen Formulierung auch dem Schriftsteller Furtwängler ein unvergeßliches Denkmal setzt. Furtwängler wird im Teatro Colón zu Buenos Aires, im Monat April—Mai 1949 wieder 10 Konzerte dirigieren.

Entwickelnde, ist doch die „Katastrophe" eine andere Ausdrucksform der Natur. War der Charakter der Musik bis dahin episch, so bekommt sie nun allmählich die Fähigkeit, Drama zu werden. Auch in Griechenland kommt entwicklungsgeschichtlich Homer vor den Tragikern. Das ist kein Zufall. Das große Epos entspricht einem naiveren Zustand als das Drama, das bereits die Möglichkeit, Schicksale und Charaktere zu isolieren, voraussetzt. Es kommt früher, weil die Beschreibung die erste Art der Begegnung mit der Wirklichkeit ist. Erst wenn diese Wirklichkeit durch Beschreibung bewältigt ist, ist der Künstler zu dem Maß von Abstraktion fähig, welche dazu nötig ist, die Figuren aus sich selbst heraus sich bewegen zu lassen. Dann erst ist er imstande, sich seinen eigenen Gestalten gegenüber so zu verhalten, als ob diese nicht mehr abhängig von ihm wären, sondern ihr eignes Leben lebten, ihre eigne Schicksalsbahn gingen.

Bei Bach werden zwar stimmungsmäßig „tragische" Wirkungen erreicht — man denke nur an die Passionen. Trotzdem ist Bach wesentlich episch: ein Thema stellt bei ihm ein unverändertes Sein dar und verändert sich, auch wenn es sich entfaltet, doch nicht in dem Sinne, daß es ein **Schicksal erlebt**. Das Entscheidende, das mit Haydn erstmals in die Musik trat und dann bei Beethoven ganz Wirklichkeit wurde, ist, daß das Thema **innerhalb** des Stückes — wie eine Figur von Shakespeare — eine Entwicklung erlebt. Bei Bach liegt die gesamte Entfaltungsmöglichkeit des Stückes bereits implicite im Thema selbst; er tut eigentlich nur das, was seinem Hauptthema entspricht, auch wenn er — wie etwa in der Fuge — Gegenthemen aufstellt. Er ist im eigentlichen Sinne monothematisch. Seine Formungen — die Fuge, die Arie usw. — werden alle im gleichen breiten Fluß vor uns hingestellt. Jedes Stück geht mit eiserner Konsequenz seinen vorbestimmten Weg. Bei Beethoven ist der Weg nicht in demselben Sinne vorgeschrieben, wenn man auch keineswegs sagen kann, daß der Grad der inneren Notwendigkeit, mit der ein Stück abläuft, geringer wäre als bei Bach. Aber dieser Ablauf ergibt sich bei Beethoven nicht mehr aus dem ersten Thema allein. Beethoven hat mehrere Themen, aus deren Gegenüberstellung und **Durchdringung** sich recht eigentlich erst das Stück entwickelt. Diese verschiedenen Themen erleben, entfalten sich **aneinander**. Sie erleiden ein Schicksal. Das Stück wickelt sich — bei niemandem innerhalb der Musikgeschichte ist das mit ähnlicher Klarheit und Stärke der Fall — erst aus dem Teilen, die in sich selbst oftmals größte Gegensätze darstellen, zu einem Ganzen.

Man hat eine Zeit lang in der Oeffentlichkeit darüber diskutiert — kein Geringerer als Hans Pfitzner hat sich daran beteiligt, — daß Beethoven gar keine so schönen Einfälle gehabt habe, sondern die Durcharbeitung dieser Einfälle sei bei ihm das Entscheidende. Die einen, wie auch Pfitzner, sagten mit Recht, daß die Intuiton stets das Wesentliche sein müsse, auch bei Werken, die, wie die Beethovens, viel „Arbeit" enthalten. Die anderen — meistens mit der unausgesprochenem Tendenz, die Rolle der Intution möglichst klein erscheinen zu lassen, weil sie selbst intellektuelle Naturen waren — stellten Beethoven als Schulbeispiel für einen Schöpfer hin, der alles durch Arbeit erringt. Tatsache ist, daß einzelne Themen Beethovens, etwa das Anfangsthema der „Eroica" oder das der V. Sinfonie, den Rang eines großen Einfalls nicht behaupten können. Worin nun aber die Eigenart Beethovens beruht, ist einmal, daß er jedem Thema seine eigne, ihm angemessene Umgebung, das ihm angemessene „Klima" schafft; und zweitens, daß er — und dies ist das Entscheidende — für jedes Thema den oder die Partner findet, die es ihm gestatten, sich bis an die Grenze seiner Möglichkeiten zu entfalten. Die überragende, in dieser Art innerhalb der Musikgeschichte nicht wieder erreichte Genialität Beethovens liegt darin, daß er scheinbar aus **derselben** Quelle, derselben Gesamt-Stimmung heraus mehrere Themen von ganz **verschiedenem** Einzel-Gehalt erfindet, die dann erst durch das Leben, das sich **zwischen** ihnen entwickelt, ganz sie selbst werden und eine neue über die Welt des einzelnen Themas weit hinausgehende, alle überwölbende Gesamtheit darstellen. Es ist darum allerdings nicht die Genialität der Einzelerfindung **allein**, was für Beethoven charakteristisch ist — obwohl er auch in dieser Beziehung einiges aufzuweisen hat (und so haben diejenigen nicht zu ganz Unrecht, die bei ihm mehr die „Arbeit" sehen wollen). Seine Intution geht viel weiter, denn es gelingt ihm in seinen besten Werken, eine **Reihe** von Themen zu erfinden, die irgendwie schicksalhaft, man möchte fast sagen, gesetzmäßig zusammengehören, und in ihrem Sichergänzen erst dem Werk das ganze Maß von Fülle und Lebenskraft mitteilen, das ihr Schöpfer zu geben hat.

Diese Methoden nenne ich im eigentlichen Sinne „dramatisch". Die Themen Beethovens erleben sich aneinander wie die Gestalten eines Dramas. Innerhalb jedes Beethovenschen Werkes, ja innerhalb jedes einzelnen Satzes, rollt ein Schicksal ab.

Schlussworte

der

in Nürnberg zum Tode Verurteilten

In vielen Abhandlungen und Schriften wird heute immer wieder auf die Schlußworte der vom Nürnberger Tribunal zum Tode Verurteilten hingewiesen. Aus diesem Grunde, und da diese Worte den Wert historischer Dokumente besitzen, geben wir heute vier von ihnen wieder.

HERMANN GÖRING

„Die Anklagebehörde hat in ihren Schlußplaedoyers die Verteidigung und ihre Beweisführung als völlig wertlos behandelt. Die unter Eid gemachten Ausführungen der Angeklagten wurden von ihr dort als absolut wahr angenommen, wo diese zur Stützung der Anklage dienen konnten, aber im gleichen Augenblick als Meineid bezeichnet, wo diese Aussagen die Anklagen widerlegten. Das ist sehr primitiv, aber keine überzeugende Grundlage für die Beweisführung. Die Anklage führt die Tatsache, daß ich der zweite Mann im Staate war, als Beweis dafür an, daß ich alles, was geschehen sei, gewußt haben müsse. Sie bringt keinerlei dokumentarisches oder sonstiges stichhaltiges Beweismaterial dort, wo ich dieses Wissen oder Wollen unter Eid bestritten habe.

Herr Jackson weist in seiner Schlußansprache darauf hin, daß die Signatarstaaten sich noch im Kriegszustand mit Deutschland befinden und lediglich ein Waffenstillstand durch bedingungslose Kapitulation herrsche. Nun ist das Völkerrecht einheitlich. Es muß dasselbe für beide Teile gelten. Wenn also alles, was heute seitens der Besatzungsmächte in Deutschland geschieht, völkerrechtlich zulässig ist, dann war vorher Deutschland zum mindesten Frankreich, Holland, Belgien, Norwegen, Jugoslawien und Griechenland gegenüber in der gleichen Lage. Wenn heute die Genfer Konvention Deutschen gegenüber keine Geltung mehr hat, wenn heute in allen Teilen Deutschlands die Industrie abgebaut und ebenso wenn andere große Werte auf allen Gebieten an die Siegerstaaten verbracht werden können, wenn heute das Vermögen von Millionen Deutschen beschlagnahmt wird und viele andere schwerste Eingriffe in Freiheit und Eigentum erfolgen, so können derartige Maßnahmen seitens Deutschlands in den obengenannten Ländern völkerrechtlich auch nicht verbrecherisch gewesen sein. Wie genau die Bestimmungen der Genfer Konvention von den Alliierten auch heute noch den Kriegsgefangenen und sogar politischen Zivilinternierten gegenüber beachtet werden, ist am besten aus der Tatsache ersichtlich, daß weite Kreise der deutschen Bevölkerung bereits Klage darüber geführt haben, daß es den Internierten in ihren Lagern besser geht als der deutschen Zivilbevölkerung.

Herr Jackson hat weiter ausgeführt, daß man nicht den Staat anklagen und bestrafen kann, sondern daß man dafür die Führer verantwortlich machen müsse. Man scheint zu vergessen, daß Deutschland ein souveräner Staat, ein souveränes Reich war und seine Gesetzgebung innerhalb des deutschen Volkes nicht der Jurisdiktion des Auslandes unterworfen war. Kein Staat hat je durch eine Notifizieruung das Reich rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß man die Tätigkeit für den Nationalsozialismus unter Strafe und Verfolgung stellen werde.

Wenn man also jetzt Einzelpersonen und in erster Linie uns, die Führer, zur Rechenschaft zieht und verurteilt, gut. Dann darf man aber nicht gleichzeitig das Deutsche Volk bestrafen. Das Deutsche Volk vertraute dem Führer und hatte bei seiner autoritären Staatsführung keinen Einfluß auf das Geschehen. Ohne Kenntnis der schweren Verbrechen, die heute bekanntgegeben sind, hat das Volk treu, opferwillig und tapfer den ohne seinen Willen entbrannten Existenzkampf auf Leben und Tod durchkämpft und durchlitten. Das Deutsche Volk ist frei von Schuld.

Ich habe keinen Krieg gewollt oder herbeigeführt, ich habe alles getan, ihn durch Verhandlungen zu vermeiden. Als er ausgebrochen war, tat ich alles, den Sieg zu sichern. Da die drei größten Weltmächte mit vielen andern Nationen gegen uns kämpften, erlagen wir schließlich der gewaltigen Uebermacht. Ich stehe zu dem, was ich getan habe. Ich weise aber auf das Entschiedenste zurück, daß meine Handlungen diktiert waren von dem Willen, fremde Völker durch Kriege zu unterjochen, zu morden, auszurauben oder zu versklaven, Grausamkeiten oder Verbrechen zu begehen. Das einzige Motiv, das mich leitete, war heiße Liebe zu meinem Volk, sein Glück, seine Freiheit und sein Leben. Dafür rufe ich den Allmächtigen und mein deutsches Volk zum Zeugen an."

JOACHIM VON RIBBENTROP

„Dieser Prozeß sollte zur Erforschung der geschichtlichen Wahrheit geführt werden. Vom Standpunkt der deutschen Außenpolitik kann ich nur sagen: Dieser Prozeß wird in die Geschichte eingehen als Musterbeispiel, wie man unter Berufung auf bisher unbekannte juristische Formeln und auf die Fairneß um die Kardinalprobleme von 25 Jahren schwerster Menschheitsgeschichte herumgehen kann. Wenn die Wurzeln unseres Uebels in Versailles liegen, und sie liegen dort, war es dann wirklich zweckmäßig, eine Auseinandersetzung über einen Vertrag zu inhibieren, den schon die Einsichtigen unter seinen Urhebern als die Quelle künftigen Uebels bezeichnet hatten und deren Gescheiteste schon damals voraussagten, über welchen Fehler von Versailles es zu einem neuen Weltkrieg kommen würde. Ueber 20 Jahre meines Lebens habe ich der Beseitigung dieses Uebels gewidmet mit dem Ergebnis, daß ausländische Staatsminister, die darum wußten, heute in ihren Affidavits schreiben, sie hätten mir das nicht geglaubt. Sie hätten schreiben müssen, daß sie mir das im Interesse ihres Landes nicht glauben würden.

Wenn ich bestreite, daß diese deutsche Außenpolitik einen Angriffskrieg geplant und vorbereitet habe, so ist das keine Ausrede. Diese Wahrheit wird bewiesen durch die Tatsache, welche Stärke wir im Verlauf des 2. Weltkrieges entfalteten und wie schwach wir dagegen zu Beginn dieses Krieges waren. Die Geschichte wird

es uns glauben, wenn ich sage, daß wir einen Angriffskrieg ungleich besser vorbereitet haben würden, sofern wir ihn tatsächlich beabsichtigt hätten. Was wir beabsichtigten war, unsere elementarsten Daseinsbedingungen wahrzunehmen, genau so wie England seine Interessen wahrgenommen hat, um sich ein Fünftel der Welt untertan zu machen, wie die USA einen ganzen Kontinent und Rußland die größte Binnenländermasse der Erde unter ihre Hegemonie brachten.

Der einzige Unterschied der Politik dieser Länder zu unserer Zeit lag darin, daß wir die gegen jedes Recht uns genommenen Länder-Partikel wie Danzig und den Korridor, beanspruchten, während jene Mächte nur in Kontinenten zu denken gewohnt sind. Vor der Errichtung des Statuts dieses Gerichtshofes müssen wohl auch die Signatarmächte des Londoner Abkommens andere Ansichten über Völkerrecht und Politik gehabt haben als heute.

Als ich 1939 nach Moskau zu Marschall Stalin kam, besprach er mit mir nicht die Möglichkeiten einer friedlichen Beilegung des deutsch-polnischen Konfliktes im Rahmen Deutschland-Polen, sondern er ließ durchblicken, wenn er zur Hälfte Polens und den baltischen Ländern nicht noch Litauen mit dem Hafen Libau bekäme, könne ich gleich wieder zurückfliegen.

Das Kriegführen galt dort offensichtlich 1939 auch nicht als internationales Verbrechen gegen den Frieden, sonst könnte ich mir Stalins Telegramm nach Abschluß des Polenfeldzuges nicht erklären, das lautet:

„Die Freundschaft Deutschlands und der Sowjet-Union, begründet durch gemeinsam vergossenes Blut, hat alle Aussicht, dauerhaft und fest zu sein."

Von dieser Freundschaft ist für Europa und die Welt nur noch das Kernproblem geblieben: Wird Asien Europa beherrschen oder werden die Westmächte den Einfluß der Sowjets an der Elbe, an der adriatischen Küste und an den Dardanellen aufhalten oder gar zurückdrängen können. Großbritanien und die USA stehen heute praktisch vor dem gleichen Dilemma, wie Deutschland zur Zeit der von mir geführten Verhandlungen mit Rußland. Ich hoffe von ganzem Herzen für mein Land, daß sie im Ergebnis erfolgreich sein werden.

Was ist nun in diesem Prozeß über den kriminellen Charakter der deutschen Außenpolitik schon bewiesen worden? Daß von über 300 vorgelegten Verteidigungsurkunden 150 ohne stichhaltige Begründung abgelehnt wurden, daß die Archive der Gegenseite und sogar die deutschen für die Verteidigung unzugänglich waren, daß Churchills feindliche Andeutung mir gegenüber, ein zu starkes Deutschland werde vernichtet werden, für die Beurteilung der Motive der deutschen Außenpolitik vor diesem Forum für unerheblich erklärt wird.

Eine Revolution wird nicht verständlicher, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt einer Verschwörung betrachtet. Das Schicksal hat mich zu einem Exponenten dieser Revolution gemacht. Ich beklage die scheußlichen Verbrechen, die diese Revolution beschmutzen. Ich vermag sie aber nicht alle an puritanischen Moralstäben zu messen, umso weniger, nachdem ich gesehen habe, daß auch die Gegenseite trotz totalen Sieges Scheußlichkeiten größten Ausmaßes weder verhindern konnte noch will. Man mag zur Theorie der Verschwörung stehen wie man will, für den kritischen Betrachter ist sie eine Verlegenheitslösung. Wer an entscheidender Stelle im Dritten Reich gewirkt hat, weiß, daß sie einfach eine geschichtliche Unwahrheit dar-

stellt. Und der Vater des Statuts dieses Gerichtshofes beweist mit seiner Erfindung nur, welchem Milieu sein Denken entspringt.

Ich könnte ebensogut behaupten, daß die Signatarmächte dieses Statuts eine Verschwörung zur Unterdrückung elementarster Bedürfnisse eines hochentwickelten, tüchtigen und tapferen Volkes gebildet hätten. Wenn ich auf mein Tun und Wollen zurückblicke, so kann ich nur schließen, das einzige, dessen ich mich vor meinem Volke vor diesem Gericht schuldig fühle, ist, daß mein außenpolitisches Wollen erfolglos blieb."

KARL DÖNITZ

„Ich möchte drei Dinge sagen:

1. Mögen Sie über die Rechtmäßigkeit des deutschen U-Bootkrieges urteilen, wie es Ihnen Ihr Gewissen gebietet. Ich halte diese Kriegführung für berechtigt und habe nach meinem Gewissen gehandelt. Ich müßte das genau so wieder tun.

Meine Untergebenen aber, die meine Befehle befolgt haben, haben gehandelt im Vertrauen auf mich und ohne auch nur den Schatten eines Zweifels an der Notwendigkeit und Rechtmäßigkeit dieser Befehle. In meinen Augen kann ihnen kein nachträgliches Urteil den guten Glauben absprechen an die Ehrenhaftigkeit eines Kampfes, in dem sie freiwillig bis zur letzten Stunde Opfer über Opfer gebracht haben.

2. Man hat hier viel von einer Verschwörung geredet, die unter den Angeklagten bestanden haben soll. Ich halte diese Behauptung für ein politisches Dogma. Als solches kann man es nicht beweisen, sondern nur glauben oder ablehnen. Große Teile des deutschen Volkes werden aber niemals daran glauben, daß eine solche Verschwörung die Ursache ihres Unglücks ist. Mögen Politiker und Juristen darüber streiten. Sie werden es dem deutschen Volke nur erschweren, aus diesem Verfahren eine Lehre zu ziehen, die entscheidend wichtig ist für seine Stellungnahme zur Vergangenheit und für seine Gestaltung der Zukunft: *Die Erkenntnis, daß das Führerprinzip als politisches Prinzip falsch ist.*

Das Führerprinzip hat sich in der militärischen Führung aller Armeen der Welt aufs Beste bewährt. Auf Grund dieser Erfahrungen hielt ich es auch in der politischen Führung für richtig. Besonders bei einem Volke in der trostlosen Lage des deutschen Volkes im Jahre 1932. Die großen Erfolge der neuen Regierung, ein nie gekanntes Gefühl des Glücks in der ganzen Nation schien dem Recht zu geben.

Wenn aber trotz allem Idealismus, aller Anständigkeit und aller Hingabe der großen Masse des deutschen Volkes letzten Endes mit dem Führerprinzip kein anderes Ergebnis erreicht worden ist, als das Unglück dieses Volkes, dann muß dieses Prinzip als solches falsch sein. Falsch, weil die menschliche Natur offenbar nicht in der Lage ist, die Macht dieses Prinzips zum Guten zu nutzen, ohne den Versuchungen dieser Macht zu erliegen.

3. Mein Leben galt meinem Beruf und damit dem Dienst am Deutschen Volk. Als letzter Oberbefehlshaber der Deutschen Kriegsmarine und als letztes Staatsoberhaupt fühle ich mich dem Deutschen Volke gegenüber verantwortlich für alles, was ich tat und ließ."

ALFRED JODL

„Es ist mein unerschütterlicher Glaube, daß eine spätere Geschichtsschreibung zu einem objektiven und gerechten Urteil über die hohen militärischen Führer und ihre Gehilfen kommen wird. Denn sie und mit ihnen die ganze deutsche Wehrmacht standen vor einer unlösbaren Aufgabe, nämlich: einen Krieg zu führen, den sie nicht gewollt, unter einem Oberbefehlshaber, dessen Vertrauen sie nicht besaßen und dem sie nur selbst beschränkt vertrauten, mit Methoden, die oft ihren Führungsgrundsätzen und ihren überkommenen und erprobten Anschauungen widersprachen — mit Truppen- und Polizeikräften, die nicht ihrer vollen Befehlsgewalt unterstanden und mit einem Nachrichtendienst, der teilweise für den Gegner arbeitete. Und dies alles bei der klaren Erkenntnis, daß der Krieg entschied über Sein und Nichtsein des geliebten Vaterlandes.

Sie haben nicht der Hölle gedient und nicht einem Verbrecher, sondern ihrem Volke und ihrem Vaterlande.

Was mich betrifft, so glaube ich: Kein Mensch kann besser handeln, als wenn er von den in seiner Lage erreichbaren Zielen das höchste erstrebt. Das und nichts anderes war die Richtschnur meines Handelns seit je. Und deshalb werde ich, welches Urteil Sie, meine Herren Richter, auch über mich fällen werden, den Gerichtssaal ebenso erhobenen Hauptes verlassen, wie ich ihn vor vielen Monaten betreten habe.

Wer mich einen Verräter nennt an der ehrenhaften Tradition der deutschen Armee oder wer behauptet, daß ich aus persönlichen, egoistischen Gründen auf meinem Posten geblieben sei, *den nenne ich einen Verräter an der Wahrheit.*

In einem Kriege wie diesem, in dem durch Bombenteppiche Hunderttausende von Frauen und Kindern vernichtet wurden, und in dem Partisanen jedes, aber auch jedes Mittel anwandten, das ihnen zweckmäßig erschien, sind harte Maßnahmen, auch wenn sie völkerrechtlich bedenklich erscheinen sollten, kein Verbrechen vor Moral und Gewissen.

Denn ich glaube und bekenne: *Die Pflicht gegen Volk und Vaterland steht über jeder anderen.* Sie zu erfüllen war mir Ehre und höchstes Gesetz.

Möge diese Pflicht in einer glücklicheren Zukunft ersetzt werden durch eine noch höhere: Durch die Pflicht gegen die Menschheit."



Die Sterne führen. Doch wählen
Kannst du den Stern, dem du folgst.

Gesetze zwingen. Doch küren
Darfst du Gesetz, das du ehrst.

Gewalten jochen. Doch frei
Wirst du Gewalt, die du bist.

AUS DEM BUCH ARJA (INDIEN)

Aus:

„LEBEN IN ERWARTUNG"

VON HANS GRIMM



Durch den akademischen Austauschdienst wurde mir während eines Aufenthaltes in London im Jahre 1934 eine Einladung nach Brighton vermittelt zu einer Versammlung von Freunden des Völkerbundes, der genaue Name der Gesellschaft ist mir nicht mehr gegenwärtig. Der Londoner Leiter des Austauschdienstes, der der NSDAP nicht angehörte, und ein gescheiter, beim Austauschdienst beschäftigter junger Mann, der der frühen SS angehört hatte, sollen dort über den Nationalsozialismus in Deutschland Rede und Antwort stehen, was sie in redlicher Weise unternahmen.

Nach der Versammlung gab es Tee, und vor der Abfahrt waren wir Deutschen Gäste eines im Ruhestand lebenden englischen Generals.

Als die Reden und die allgemeine Aussprache vorbei waren und der Tee ausgeschenkt wurde und sich zwanglose Gruppen zusammenfanden, traten drei oder vier ältere Pfarrer der Hochkirche auf mich zu, sie hatten nach eigenen Worten Verbindung mit Erzbischöfen, die einen, wenn ich mich recht erinnere, mit dem Erzbischof von Canterbury, die andern mit dem Erzbischof von York, sie waren, so erklärten sie, erschienen, um sich zu informieren, und waren wohl etwas verspätet eingetroffen.

Sie fragten, ob ich Dr. H. G. sei, der deutsche Schriftsteller. Ihnen sei mitgeteilt worden, ich für mein Teil gehöre der nationalsozialistischen Partei nicht an. Sei ihnen die Erkundigung gestattet, ob das zutreffe? Und treffe es zu, sei ich dann bereit und halte ich mich für befugt, ihnen persönlich, nicht zur Veröffentlichung, ein paar Fragen zu beantworten?

Ich erklärte mich selbstverständlich bereit. Denn, wenn uns Empfindliche schon manches am regierenden Nationalsozialismus erregt und vielleicht bedenklich gestimmt hatte, so dauerte doch im Mai 1934 die Hoffnung und der brennende Wille zur Hoffnung an in allen von uns, die ihre Deutschheit als ihr Schicksal empfanden. Und — daß ich das auch gleich sage — an eine mögliche eigene Gefahr bei offenen Worten, wo sie weiter verbreitet würden, dachten damals gewiß die wenigsten und ich gar nicht.

Die Fragen, die mir ruhig und zugleich eifrig vorgelegt wurden, enthielten keine Widerhaken und Hinterhalte. Ich schrieb sie am folgenden Tag leider nicht auf. Ich muß Fragen und Antworten so wiedergeben, wie sie, sobald ich die drei oder vier Kirchenmänner mit den klugen und forschenden Gesichtern vor mir sehe, in meinem Gedächtnis auftauchen.

„Doktor, sind Sie denn Gegner der Partei?" — „Warum meinen Sie das, weil ich ihr nicht angehöre? Ich gehöre ihr nicht zu, weil nach meiner Ueberzeugung ein Schriftsteller — wir Deutschen würden in diesem Falle wohl sagen Dichter — so wenig wie Pfarrer und Richter sich einer Partei verschreiben dürfen."

„Doktor, setzen Sie einen Unterschied zwischen Nationalsozialismus und Partei, die ihn zu verwirklichen strebt?" — „Ich glaube, daß ich einen Unterschied setze."

„Und der Nationalsozialismus, wie Sie ihn sich vorstellen, zieht Sie also mehr an als die Partei?" — „Das mag gelten."

„Kennen Sie die Ziele des Nationalsozialismus und ist Ihnen das Programm der Partei bekannt?" — „Das Programm habe ich gelesen, mir liegt manches daran gar nicht. Es ist jedoch auch die Partei nicht und noch weniger der Nationalsozialismus vom Programm aus zustande gekommen oder durch das Programm zu solcher raschen Macht gelangt."

„Doktor, wie hat nach Ihrer Meinung alles angefangen?" — „Gentlemen, ich glaube, Sie tun jetzt die wichtigste Frage. Sie mögen sich bitte an meiner möglichst knappen und nüch-

ternen Antwort nicht ärgern, als Engländer nicht und als Kirchenleute nicht. Gentlemen, bei Ihnen in England wurde in den letzten dreißig Jahren die deutsche Jugendbewegung häufig besprochen. Sie werden zugeben, daß in dieser Jugendbewegung ein leidenschaftlicher Wille zu einer zweiten Reformation steckte. Die Jungens und Mädels forderten, daß an Stelle von Schein endlich ein Sein gesetzt werde, daß der Mensch nicht länger Gott zuschieben, was er bei rechtem Anpacken selbst zu leisten vermöge; sie wollten gerade Taten statt schöner Worte; sie verlangten, daß genau bedachte Pflege der geistigen und körperlichen Gesundheit und Gesundung erste Pflicht des Staates und der einzelnen werde. Jede bequeme halbe Wahrheit sollte zu gelten aufhören, wo bei Anstrengung eine ganze, wenn auch zunächst harte Wahrheit erreicht werden könnte. Teil dieser Forderungen war eine neue soziale Haltung, unter ihr sollte es einerseits keinen politischen Klassenkampf mehr geben und sollte andererseits jede gute Gabe in jedem Volksgenossen zur unbehinderten ganzen Entwicklung und jegliche Leistung zu ihrem vollen Lohn kommen. Gentlemen, das sind die Ziele des Glaubens und Hoffens und Wollens, mit denen die denkenden deutschen Jungen von 1914 singend in den Krieg marschierten. Die Jungen hatten mit dem so gut wie nichts zu tun, das irgendwo von einer politischen Staatspropaganda ihnen zugeschrieben oder von politischer Parteipropaganda ihnen nachgesagt wurde.

„Gentlemen, die denkenden Jungen, die den Krieg überlebten, ernteten Versailles. Eine Reformation des Menschenwesens fand in keiner Weise statt. Ein Sieg wurde unnachdenklich gegen sie ausgebeutet und sonst nichts. Deutschland wurde zerstückt. In den abgetrennten Gebieten mußten die abgetrennten Deutschen bei den neuen Herrn in Zukunft Soldatendienste tun, andere wurden ausgewiesen. Der europäische Ostwall, den Preußen-Deutschland und Oesterreich-Deutschland hielten, wurde unterhöhlt. Zu allem Unglückseligen, das geschah, trat die wirtschaftliche Beschränkung. Gentlemen, ich habe damals — noch vor Versailles — als nämlich das englische Unterhausmitglied E. D. Morel in großer Sorge vor kommendem Unheil in Berlin erschien, um die letzte unverrückbare Lebensbedingung Deutschlands festzustellen, ihm das von mir als Antwort gefundene Wort „Volk ohne Raum" übermitteln lassen.

Ich wies darauf hin, daß wir, ein fleißiges und begabtes Volk mit den meisten Nobelpreisträgern, in einem an sich nicht reichen Lande säßen und die am meisten beschränkten Gelegenheiten hätten. Wenn man diesem materiell schlecht ausgestatteten Volk noch mehr Gelegenheiten und Rechte nähme, werde es in seiner Masse dem Umsturz und dem östlichen Bolschewismus notwendig zugetrieben. Ich erfuhr inzwischen, daß Morel mit andern diese Ansicht von vornherein teilte. Jedoch er drang nicht durch." —

Als ich einen Augenblick schwieg, um englisch sprechend, den Faden nicht zu verlieren, sagte der eine Hörer: „Doktor, this all is very interesting, I am sure; but what are your young men up to now?" (Das ist sicherlich alles sehr interessant; aber was haben Ihre jungen Leute jetzt vor?)

Ich antwortete: „Gentlemen, Sie müssen mir den Anlauf nicht übelnehmen, ich weiß, daß bei Ihnen in einem politischen Zwiegespräch die Ursachen nicht gern gehört werden. Sie wollten jedoch von mir wissen, wie alles — Nationalsozialismus und Hitler-Partei und deren Machtergreifung in Deutschland — zuwege gekommen sind. Gentlemen, zu dem bei unseren denkenden Jungen durchaus nicht erloschenen, sondern mehr als je brennenden Willen einer ehrlichen Bereinigung der sämtlichen schon lang verspielten menschlichen Beziehungen machte sich als Folge von Versailles für das ganze Volk und für die Jungen am meisten die ungeheuerliche Wirtschaftsnot geltend. Alle Wege der Neigung und der Hoffnung schienen und waren für die Jungen versperrt. Und dann fraßen an den gewiß nicht Schlechtesten im Volke die unnötigen Kränkungen, die den Besiegten angetan wurden. Gentlemen, 1933 vor der Machtergreifung gab es im verstümmelten Deutschen Reich 6½ Millionen Arbeitslose und zwischen 1919 und 1933 haben sich im verstümmelten Deutschen Reich rund 250.000 Menschen aus Verzweiflung das Leben genommen.

Gentlemen, auf diese Weise hat alles angefangen und aus diesen Zuständen war alles Folge. Gentlemen, vielleicht hat dem Manne Hitler genutzt, daß er österreichischer Deutscher war. Für die österreichischen Deutschen bestand bei den anderen deutschen Stämmen eine alte freundliche Neigung. Vielleicht nützte dem Manne Hitler auch, daß er aus dem kleinen breiten Volke herkam und daß die gärende Masse ihn als einen der ihren empfand und daß gerade die kleine Herkunft von der träumenden, hoffenden Jugend ihm zugute gerechnet wurde."

Ich sagte am Ende des Gesprächs, ich wolle jetzt noch zu erklären versuchen, worauf die „marschierenden jungen Leute" bei uns aus

seien, und zwar außenpolitisch und europäisch, denn das sei es wohl, was die fragenden Herren und mich selbst am meisten interessiere.

„Gentlemen, es wird Ihnen merkwürdig in den Ohren klingen, wenn ich behaupte, daß unser Schicksal und daß die Entwicklung des Nationalsozialismus außenpolitisch und europäisch von der englischen Haltung zu Deutschland abhängen wird. Gentlemen, außer in den Jahren des Burenkrieges und jener Art Propaganda, mit der man in der britischen Oeffentlichkeit diesen Burenkrieg rechtfertigte, hat es nie für irgendeine andere Nation bei uns so viel Bereitschaft und nie so echtes verwandtschaftliches Gefühl gegeben wie für England. Zu gar keiner Zeit aber waren Volk und Führung bei uns so gemeinsam und so ausgesprochen davon überzeugt, daß eine bessere Zukunft Europas und Deutschlands zugleich nur im Einverständnis mit diesem England und bei Erhaltung aller guten Kräfte des englischen Imperiums herbeigeführt werden könne als jetzt. Die unmittelbare Ursache solcher Ueberzeugung aber liegt bei uns in dem Schrecken vor der Vermassung und dem Kommunismus des Ostens, die Ihnen noch fast fremd sind, die wir aber nicht nur an unserer unbeschützten Ostgrenze bös merken, sondern zum Teil schon im Lande, ja nach Wesen und Art im Blute zu haben beginnen."

Ich fügte hinzu: „Gentlemen, bisher ist europäisch und außenpolitisch nichts Entscheidendes geschehen. Ungeschicklichkeiten und Ueberschrienheiten mögen bei uns vorgekommen sein. Die Figur Hitler mag Ihnen mißfallen, aber wenn das offizielle England Deutschland neu versteht und zwar vom englischen Herrenwesen aus statt von der sich ärgernden Konkurrenz her, dann können Sie — und wahrscheinlich nur Sie — aus dem Deutschen Reich den stärksten und zuverlässigsten Freund und den sichersten Erhalter Europas machen. Alles das wird viel mehr bei Ihnen liegen als bei uns unter unseren noterzwungenen labilen Verhältnissen..."

Ich habe im Verlaufe dieser Aufzeichnungen wiederholt bekennen müssen, daß ich aus meiner niedersächsischen Schwere heraus dialektisch nie geschickt gewesen sei. Zu meinem tiefen Bedauern ist es mir auch nie gelungen, einen englischen Zuhörer überzeugend anzusprechen in den europäischen Dingen, die mir von je eine deutsch-englische Gemeinsamkeit zu bedeuten schienen und die es immer handgreiflicher geworden sind. Wenn mein Herz schwer geht vor Erwartung und Schicksal und die Stimme stets von neuem die Erklärung herzustellen versucht, dann wirkt die höfliche Antwort „very interesting, very interesting" unsagbar entmutigend.

Eine Mitteilung an unsere Leser!

Durch den großen Anklang, den unsere Zeitschrift gefunden hat, konnten wir die Auflageziffer von Monat zu Monat erhöhen. Das bedeutet aber auch gleichzeitig ein ständiges Anwachsen der Arbeiten organisatorischer Art. Um diesen erhöhten Anforderungen gerecht zu werden, die Annahme neuer sowie die Erneuerung abgelaufener Dauerbezüge für uns und auch für Sie einfach und übersichtlich zu gestalten, sind wir jetzt zu dem SEMESTER-SYSTEM übergegangen.

Wir bitten Sie, alle Neubestellungen sowie Erneuerungen auf den Dauerbezug unserer Zeitschrift ab sofort nur noch folgendesmaßen vorzunehmen:

a) 1. Semester 1949 (Dauerbezug von Januar 1949 bis Juni 1949)
b) 2. Semester 1949 (Dauerbezug von Juli 1949 bis Dezember 1949)
c) Ganzjahr 1949 (Dauerbezug von Januar 1949 bis Dezember 1949)

Die fehlenden Hefte bis zum Beginn eines Dauerbezuges können nur einzeln zum Ladenpreis bezogen werden.

Hier zur Veranschaulichung ein praktisches Beispiel:

Herr A. wünscht einen **Jahresbezug** der Zeitschrift; die Lieferung soll **vom laufenden Monat** an erfolgen (z. B. ab November 1949). Die Ausführung dieses Auftrages kann **nur** folgendermaßen vorgenommen werden:

a) Dauerbezug Ganzjahr von Januar 1949 bis Dezember 1949.
b) Die fehlenden Hefte bis zum Beginn des Dauerbezuges (in diesem Fall die Hefte 11 und 12/48) werden zum Ladenpreis einzeln berechnet und dem Bezieher zugesandt.

Und anschließend noch: denken Sie bitte rechtzeitig an die Erneuerung Ihres Dauerbezuges! Sie ersparen sich manchen Aerger und uns viele Rückfragen.

DER DEUTSCHE SCHLÄGT AUS STEINEN BROT

EIN BERICHT VON SKUGRY

H. Baumann

Das Russendorf.

So heißt ein russisches Sprichwort. Nicht aus Büchern kenne ich es, ich hörte es russische Bauern sagen: im Dorf Skugry nicht weit vom Ilmensee, in den Jahren 1942 und 1943; zu einer Zeit also, in der die Deutschen als Feinde im Lande waren. Was ist in jenem Dorf geschehen, daß den Russen das bewundernde Wort auf die Lippen kam?

Der furchtbare Winter, der die Bewegungen der Armeen erstarren ließ, sah viele Soldaten am Ende ihrer Kraft. Da und dort wurden Erholungsheime eingerichtet. Auch in Skugry war eins geplant. Bei 35—40 Grad Kälte wurde mit dem Bau der Häuser begonnen. Häuser: denn nicht nur für Unterkunft sollte gesorgt werden. Außer Wohnbauten entstanden Werkstätten, in denen die Erholungsuchenden schnitzten, schmiedeten und Töpferarbeiten formten; Lese-, Spiel- und Feierräume, in denen musiziert, Theater gespielt und vorgetragen wurde. Es zeigte sich bald, daß freudige Tätigkeit der beste Arzt ist. Ein Gut wurde angelegt, ohne den russischen Bauern die neuverteilten Aecker zu beschneiden. Das Gut versorgte nicht nur das Heim mit Milch, Gemüse und Blumen, auch die umliegenden Feldlazarette. Ein Schwimmbad entstand, ein neuer Brunnen; aus zerstörten Lokomotiven wurde ein kleines Kraftwerk gebaut, das Strom lieferte. Innerhalb eines Jahres wuchs in der Fremde ein Stück Heimat, eine Insel des Friedens mitten in Feindesland, auf der insgesamt einige tausend Soldaten in achtzehntägigem Aufenthalt ihre schönsten Wochen erlebten, wie zahlreiche Briefe bezeugen. Aus den Gesprächen kamen Anregungen für eine Schriftenreihe. Monatlich wurden gegen fünfzigtausend Bändchen an die Front verschickt. Andeutend einige Titel: Tiergeschichten, Blühendes Jahr, Deutsche Dome, Erzählungen aus dem alten Rußland, Gläubiges Herz, Ueber uns die Sterne...

Der Versand wurde durch russische Mädchen besorgt. Russische Zimmerleute hatten die Häuser nach deutschen Plänen gebaut. Russische Wachen sicherten das Dorf gegen Ueberfälle. In der Dorfkirche wurde für die gebetet, die sie wieder geöffnet. Russische Kinder lernten aus Schulbüchern, die deutsche Soldaten für sie gezeichnet und gedruckt hatten. So wurde die Gründung nicht nur für Deutsche ein Segen. Auch das andere Volk hatte Anteil. Skugry wurde Beispiel einer echten Verständigung. Hier überwand gegenseitige Achtung und besondere Leistung ein menschenunwürdiges System. Lehrwerkstätten für Russen waren im Bau, als die zurückschlagende Welle des Krieges das Dorf verschlang.

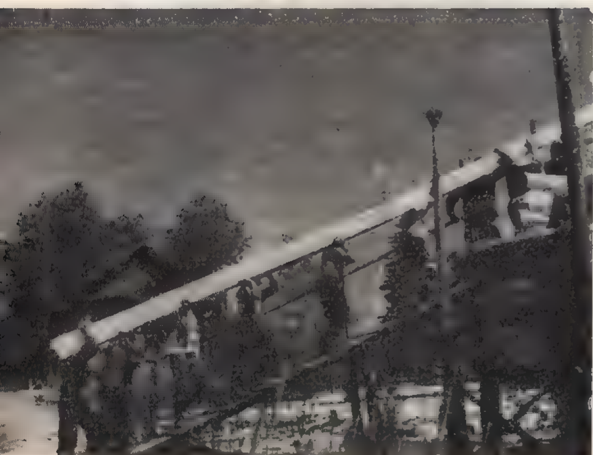
Die Häuser stehen nicht mehr. Aber Skugry blieb: In denen, die es erlebten. Als eine Tat guten Willens wirkt es in Deutschen und Russen weiter und bestärkt inmitten einer Welt von Trümmern, daß es nicht auf Bauten, sondern auf das Bauen ankommt.

Wohnhaus











Skugry, eine

UNSERE BILDER ZEIGEN:
(VON OBEN NACH UNTEN)

DAS GÄSTEHAUS

DIE NEUEN BAUTEN

RUSSISCHE ZIMMERLEUTE

DER FEIERRAUM

(Hochstehend): ECKE IM LESEZIMMER



Tat guten Willens



EIN LEUCHTER

GÄSTE AUS DEUTSCHLAND

GESPRÄCH ZWISCHEN DEM ALTEN RUSSLAND und JUNGEN DEUTSCHEN SOLDATEN

HERZLICHES EINVERNEHMEN MIT RUSSISCHEN DORFKINDERN

(Hochstehend): SOLDATEN MUSIZIEREN









Der Schütze

Mit den Wintersternen
Komm ich heraufgezogen,
Zu unendlichen Fernen
Zielt mein silberner Bogen.

Blitzt sein Gefunkel
Weihnachtlich schon, —
In Nebel und Dunkel
Sinkt der Skorpion.

Von Grübeln schwerer
Zornmutiger Bruder Du,
Aller Erkenntnis Lehrer,
Geh endlich zur Ruh!

Vor mir, wo Eishauch quillt
Aus blauen Schluchten
Springt schon des Steinbocks Bild
In jähem Fluchten.

Hoch zu der Firne
Glänzendem Grat
Lockt es Jahr und Gestirne
Wenn der Sieghafte naht.

Zu raschen Ruhmes Schein
Früh schon erkoren
Stehn auf der Höhe allein
Die ihm geboren.

Stürzen von steilem Rand
Wie Sterne versprühen,
Fängt nicht des Wassermanns Hand
Sänftigend ihr Glühen, —

Aber die Meinen
Brauchen zu zagen nicht,
Sollen nicht weinen
Scheint auch erstorben das Licht.

Auf dunkelsten Pfaden
Ich noch keinen verlor, —
Denn aus Gnaden
Trag ich die Meinen empor!

Mit den Wintersternen
Ueber verschneitem Land
Zu unendlichen Fernen
Den silbernen Bogen gespannt. —

Zwischen Licht und Düster
Sterben und Sein
Schließ ich der Sternengeschwister
Funkelnden Reih'n!

AGNES MIEGEL
(ERSTVERÖFFENTLICHUNG)

DIE ARGENTINISCHE UNIVERSITÄT

Ihre kulturelle und soziale Eigenart

* * *

VON DR. W. ROHMEDER
(UNIVERSITÄT TUCUMAN)

Die argentinische Universität hat im Laufe ihrer Entwicklung einen besonderen, ihr eigenen Charakter angenommen, der sie in immer zunehmendem Maße von ähnlichen Einrichtungen anderer Nationen, besonders europäischer und nordamerikanischer, unterscheidet.

Bekanntlich ist der nordamerikanischen Universität eine gewisse Ungebundenheit in der innernen Organisation eigen, wie auch eine große Mannigfaltigkeit an Betätigungen, Diplomen und Laufbahnen. Diese Vielfalt ist so ausgesprochen, daß es äußerst schwer fällt, eine Parallele zu ziehen zwischen einem Abschnitt an der nordamerikanischen und einem entsprechenden an der argentinischen Universität. Schon die Bezeichnungen („college", „university") entsprechen sich nur teilweise. Fügen wir hierzu noch die besonderen Regelungen des Studienganges, die „carreras" und „planes de estudio" nach der argentinischen Benennung, deren Funktion an den nordamerikanischen Universitäten von den „credits" und ähnlichen Systemen teilweise übernommen wird, so stellen wir bald die Trennungslinie zwischen jenen und den argentinischen Universitäten fest.

Auch gegenüber den europäischen Universitäten hat die argentinische ihr besonderes Gesicht. Um zunächst das Gemeinsame vorwegzunehmen: In beiden Regionen herrscht eine saubere Trennung zwischen den einzelnen Unterrichtsstufen Grundschule (primaria) — Oberstufe (secundaria) — Universitätsstudium (superior o universitaria) mit der für jede gesonderten Organisation. Aber hiermit beginnt sich schon das Besondere der argentinischen Universität abzuheben: sie beschränkt sich nicht darauf, nur Universität zu sein als letzte Sprosse einer aufsteigenden Leiter, sondern beherbergt auch in ihrem Bereich ganz oder teilweise auch die eine oder andere der vorherigen Stufen, dabei aber jeder ihre Besonderheit lassend.

Hier begegnen wir einer der besonderen Aufgaben, die sich die argentinische Universität auf kulturell-sozialem Gebiet gestellt hat: Ihre Ausbreitung über mehrere Bereiche der lehrenden, erzieherischen und wissenschaftlichen Tätigkeiten. Es gibt argentinische Universitäten, die neben ihrer akademischen Betätigung z. B. Volksschulen unterhalten; andere besitzen Oberschulen (Colegio Nacional), Liceen, Lehrerbildungsanstalten (Escuela Normal), Industrie- und Handwerks-Schulen. Diese ganze Verflechtung, die teilweise jahrzehntealt ist, legt Zeugnis ab von der Verantwortung, derer sich die argentinische Universität gegenüber dem Volksganzen bewußt ist. Diese Schulen sind geschaffen worden, damit sie auf direktestem Wege und unter möglicher Vermeidung bürokratischer Hemmnisse die besten Mittel und Wege finden, um die Kulturlage der Bevölkerung zu heben, um die Ausbildung der Jugend zu intensivieren, die den Drang nach weiteren Horizonten hat. Manches von dem an solchen Schulen Erprobten ist eingegangen in das Allgemeingut der Erziehung, hat Früchte getragen und Gutes in immer weiteren Bevölkerungsschichten gestiftet. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Ausstrahlungen auf diesem und anderen Gebieten andauern werden.

Das „Ferment der Universität" dringt in die Volks- und höheren Schulen nicht ein als übertriebene Anforderungen an die Schülerschaft, sondern in der Gestalt der Lehrkräfte, die sich bewußt sind, welche Verantwortung ihnen als ausgebildeten Pedagogen zukommt, die das an der Universität gesammelte Gut so zu verwerten haben, daß die Universität in immer weiteren Kreisen einen Widerhall finde.

Das neue Universitätsgesetz Nr. 13 013 wird weitere positive Auswirkungen der argentinischen Universitäten ermöglichen.

Die Stipendien, die der Staat durch Vermittlung der Universitäten an Väter oder Studenten der ärmeren Volksschichten austeilen wird, vervielfachen den Bereich der Universität. Zunächst einmal weil sich durch ein ganz oder teilweise vom Staat finanziell getragenes Studium der Zutritt zur Universität jenen Menschen öffnet, die bisher nicht

die leiseste Hoffnung hegen durften, sich in den Gängen der Universität oder ihren Hörsälen aufhalten zu können. Ein großer Teil der Studenten kann sein Studium fortsetzen, ohne wertvolle Zeit auf Broterwerb verwenden zu müssen; die gesammelte Energie kann nun dem Studium zugewendet werden: der Erfolg wird sich in geringerer Studiendauer bei besserer Ausbildung bemerkbar machen, der Universitätsentlassene wird jünger und frischer ins tätige Leben treten.

Die Vorteile der Stipendien beschränken sich nicht nur auf die akademischen Studenten sondern gelten auch für die Schüler der oben erwähnten Schulen und besonderen Anstalten, soweit sie zur Universität gehören: ein weiterer, nicht unerheblicher Sektor der Bevölkerung, der direkte Vorteile durch die Universität erfährt. Es wächst also mehr und mehr der kulturell-soziale Einfluß der Universität.

Einer neuen Bevölkerungsschicht des Landes eröffnet sich ein neuer Horizont: Der Zutritt der Befähigten zur Universität, sei es um einen akademischen Beruf zu erlernen, sei es, um eine gründliche Allgemeinbildung zu erwerben die sie instand setzt, mit größerem Erfolg in einem anderen Neigungsberuf wirken zu können. In Europa sind es die Universitäten, die Stipendien vergeben. In Nordamerika vergeben die Universitäten, die bekanntlich stark von privater Seite finanziert werden, Anrechte auf Freiplätze. In Argentinien ist es die Nation selbst, die durch den Staat ihren wirtschaftlich schwächeren Söhnen die gleichen Begünstigungen einräumt.

Ein weiteres Band zwischen Universität, Volksbildung und sozialem Wirken sind die „Estudiantes Vocacionales" (wörtlich: Neigungsstudenten). Die Bezeichnung bezieht sich auf jene Studenten, die bereits eine argentinische Universität absolviert haben, die aber aus irgendeinem Grunde nocheinmal oder weiterstudieren wollen, sei es, um ihre Ausbildung zu vervollkommnen, Kenntnisse zu vertiefen, die seit der Zeit, in der sie studierten, einem Wandel oder einer Erweiterung unterworfen wurden, oder um einen zweiten akademischen Beruf, zu dem bereits studierten, zu erlernen. Der Gründe mögen viele sein, aber wesentlich ist das Resultat: engere Beziehungen zwischen der Universität und ihren „Alten Herren", also zu jenen, die bereits einmal die Universität verlassen haben und sich seitdem einen Platz in der Gemeinschaft errungen haben. Die Auswirkung wird also nicht nur direkt sein, sondern auch indirekt auf die Kreise, in denen der Entlassene wirkt.

Wenn wir uns mit dem Mark der Universität, mit den Professoren befassen, so bemerken wir eine Tendenz, die geeignet ist, der argentinischen Universität ein in Südamerika nur ihr eigenes Gepräge zu verleihen: die Tendenz zum ordentlichen Professor, der keine Nebenbeschäftigung kennt. Denn bis vor kurzem war der Titel: „Universitätsprofessor" ein Zusatz, ein Zierat, das sich an die anderen Titel des Betreffenden reihte: Arzt, Rechtsanwalt, Ingenieur, Architekt, Journalist usw. Die akademische Betätigung verlieh ihm einen gewissen Nimbus, eine gewisse Zunahme an gesellschaftlicher Kategorie; sie erfüllte ihn aber nicht ausschließlich, sie war ihm nicht wesentlich, sondern — immer in der Mehrzahl der Fälle — Ergänzung. Die neue Tendenz, die sich Bahn bricht, drängt zum Professor „con dedicación exclusiva", zum mindesten aber zum Dozenten, dessen Hauptaufgabe die akademische Professur ist. Somit wird der Universitätsprofessor mehr und mehr ein wahrer Beruf, eine Arbeitskategorie. Seine Betätigung an der Universität soll wesentlich und nicht zufällig sein. Diese neue Auffassung vom Beruf des Professors, mit all ihren Konsequenzen bezüglich Lehrtätigkeit, Forschung, Beziehungen zwischen Studentenschaft und Lehrkörper, Veröffentlichungen und alles was sonst noch den ausschließlich als solchen tätigen Universitätsprofessor angeht, wird im Laufe der Zeit eine Wandlung herbeiführen, die sich sicherlich vor Ende dieses Jahrzehntes noch fühlbar machen wird.

Hand in Hand mit dieser, wird eine andere Umwandlung im Innern der Universität vor sich gehen, die neue Lichter auf die kulturell-soziale Tätigkeit der Universität wirft: Die Studienpläne haben bisher auch die kleinsten Abschnitte genau vorgeschrieben, die der Student für seinen Bildungsgang durchlaufen muß. Dadurch hat das Studium stets eine Starrheit gehabt, die es sich kaum vom Schulbetrieb unterscheiden ließ. Diese Studienpläne werden in den kommenden Jahren mehr und mehr verschwinden und an ihre Stelle werden neue, elastischere Pläne treten, die mehr Berechtigung an einer Universität haben. Zu denken, daß ein Bürger, der seinen Militärdienst abgeleistet hat, der um Abgeordnete, Senatoren und sogar Staatspräsidenten wählen kann, daß dieser Mensch nicht im Stande sein soll, sich sein Studium zu organisieren, selbst zu bestimmen was er glaubt sich als Jahrespensum zutrauen zu können, seine Studiendauer nach Maßgabe seiner Fähigkeiten festzusetzen: ist dies nicht

(nach Seite 783)

DIE VULKANE WEINEN...

GUATEMALA OHNE DEUTSCHE

von C. v. M.

Guatemala ist der „Riese" unter den mittelamerikanischen Zwergstaaten, mit welchen es gemeinsam — nach dem Zerfall des ersten mexikanischen Kaiserreiches des Augustin Iturbide — die Zentralamerikanische Konföderation bildete. Es hat 2 Millionen Einwohner und 126 000 qkm und liegt im Mittelpunkt des ehemaligen Siedlungsgebietes der Mayavölker. Seine Bewohner sind größtenteils Indios, beherrscht von einer hauchdünnen spanischen Oberschicht. Sein Wahrzeichen ist der Quetzal, ein bunter Urwaldpapagei, der in der Gefangenschaft stirbt und auch dann eingeht, wenn er auch nur eine seiner prächtigen Federn verliert. In jenem tropischen und vulkanischen Lande siedelten viele Deutsche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Kaufleute und Pflanzer. Bei Ausbruch des vorigen Weltkrieges waren es ihrer zehntausend. Sie haben größtenteils ihren Landbesitz verloren und mußten außer Landes gehen. Inzwischen führt das kleine Land einen heftigen Rechtsstreit gegen das Britische Imperium um den Besitz des Belice-Territoriums, ähnlich dem Kampf Argentiniens um die Malwinen und die Südpolgebiete. Vom Deutschtum in jenem Lande, das Argentinien nicht nur durch Sprache und Kultur, sondern auch durch den gemeinsamen Kampf gegen die imperialistische Willkür besonders verbunden ist, soll in folgenden Zeilen die Rede sein. —

„Lauter hübsche Gottesgärten haben diese Leute hier angelegt. Es sollten noch viel mehr von diesen Deutschen kommen, denn sie können arbeiten, wie kein anderer!" sagte Don Justo Rufino Barrios, Präsident der mittelamerikanischen Republik Guatemala, als er in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf einer starken Hochlandmula während einer Besichtigungsreise durch die schönen Kaffee-Fincas der Gegend von Quetzaltenango ritt. Don Xavier Elizondo, derzeitiger Sekretär des Präsidenten, ritt auf einem schweren Braunen hinter seinem Herrn einher und fühlte sich bemüßigt in den Schatten eines uralten Ceybo-Baumes einzubiegen, ein Papier zu zücken und — gestützt auf den breiten mexikanischen Sattelkopf — den programmatischen Satz des Präsidenten Barrios niederzuschreiben: „Es sollten viele von diesen Deutschen kommen!"

Barrios zahlte zwar seinen großen politischen Versuch, die fünf mittelamerikanischen Republiken wieder in der alten Confederacion Centroamericana zu einigen, sehr bald nach jenem Besichtigungsritt mit dem Leben, nachdem er in der Schlacht von Chalchuapa vernichtend geschlagen wurde. Aber seine Nachfolger auf dem Präsidentenstuhl hielten sich an die goldene Regel. Es kamen immer mehr Deutsche. Und an den unwirtlichen Abhängen der guatemaltekischen Vulkane entstanden immer mehr Gottesgärten...

In den ersten zwei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts regierte in Guatemala der umstrittene Diktator Don Manuel Estrada Cabrera mit eiserner Hand. Das Land erlebte in jenen Jahren einen ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung. Guatemalas Kaffee wurde Trumpf in aller Welt. Hamburger Kaufleute machten ihn überall bekannt. Und die Kaffee-Riecher von Amsterdam sprachen damals jenes Urteil aus, welches noch heute die Poststempel der kleinen Republik ziert: „Der Kaffee von Guatemala ist der beste der Welt!"

An der weltberühmten Hamburger Kaffee-Börse schnellten die Quotierungen der Guatemala-Provenienzen unaufhaltsam aufwärts, während jene kleine deutsche Gruppe von Pionieren des Guatemala-Kaffees, die Nottebohms, Amsincks und Schlubachs allen Grund hatten, zufrieden zu sein, war doch das alte Maya-Land, dank ihren Bemühungen, aus jener Anonymität herausgetreten, die von je her auf jeder einzelnen der sogenannten „Zwergrepubliken" der mittelamerikanischen Landenge lastete.

Barrows, der bekannteste nordamerikanische Globetrotter jener Zeit entdeckte nicht nur für die Yankee-Touristen die unvergleich-

lichen landschaftlichen Schönheiten Guatemalas und all die beachtlichen Altertümer und Ruinen und malerischen Winkel, die es birgt. Angehängt an seinen gefeierten Bericht über die Ruinen von Ciudad Vieja in Antigua de Guatemala, gab er eine Beschreibung einer deutschen Finca an den Abhängen des Vulkans Santa Maria und lüftete damit erstmalig vor der Welt das Erfolgsgeheimnis des guatemaltekischen Kaffee-Anbaus:

„Der beste Kaffee der Welt wächst — so berichtete Barrows seinen Lesern — an den Abhängen der Vulkane im Herzen von Guatemala. Man kann ruhig sagen, daß die Deutschen diesen Zweig der Produktion fast vollständig monopolisiert haben, eigentlich gegen ihren eigenen Willen. Als sie nämlich ins Land kamen — es sind ihrer niemals mehr als etwa 8 000 Seelen gewesen — hatte sich die Landnahme in den landwirtschaftlich wertvollen Strichen bereits vollzogen. Man wies ihnen darum die völlig mit Gebüsch und Urwald bestandenen, in scharfem Winkel abfallenden „Faldas" der Vulkane zu, in der Annahme, sie würden mit jenem Gelände nichts anfangen können und unverrichteter Dinge wieder abziehen. Doch es kam ganz anders! Lange Jahre haben sie wacker gerodet, meistens allein, weil die indianischen Peone immer wieder von abergläubischer Angst vor den Berggeistern gepackt wurden und die Flucht ergriffen, sobald es im Inneren der tätigen Vulkane zu grollen anfing. Mancher Vulkanausbruch hat jahrelange Arbeit in wenigen Stunden zunichte gemacht. Heiße Lava floß von den Gipfeln talabwärts und verbrannte Pflanzungen und Häuser. Aber immer wieder fingen die Deutschen von Neuem an, kämpften gegen den bösen Geist der Landschaft und erhielten von Gott schließlich ihren Lohn. Der junge Lavaboden zeigte sich sehr bald ganz besonders geeignet für den Kaffee-Anbau. Die schrägen Anbauflächen fingen, ähnlich den europäischen Weinbergen, die kosmischen Strahlungen der Sonne direkt ein. Und so entstanden durch Ausdauer und Fleiß auf bebendem Boden und entlang mühsam emporgetriebener Bergpfade jene Pflanzungen, die heute jeden Guatemalareisenden tief beeindrucken, fühlt man doch, wie jeder Schritt Boden, den man der Natur abtrotzte, mit dem Schweiß des Fleißes berieselt wurde."

Der Barrows-Bericht, der die Tatsachen erstmalig zusammenfaßte, stammt aus dem Jahre 1906. Viele ähnliche Schilderungen sind inzwischen gefolgt. Wer durch Guatemala reiste, ging nicht nur nach Antigua, um die erhabenen Ruinen der alten Residenz des Don Pedro de Alvarado zu sehen, oder nach Quirigua, um die gefeierten Quiche-Monoliten zu bewundern. Man besah sich ebenfalls das Wunder der deutschen Vulkan-Fincas. Sie gehörten zum Lande wie die Indio-Dörfer und die alten hispanischen Kathedralen. Kein Wunder, daß der Ruf der Deutschen in jenem Ländchen besonders hoch stand. Ihre Leistung war es, die so sichtbar zum allgemeinen Wohlstand beigetragen hatte. Zudem war Deutschland damals der größte Abnehmer des Guatemala-Kaffees. Hapagschiffe trugen die schönen Bohnen nach Hamburg und Amsterdam. Deutsche Kaufleute vermittelten den erfolgreichen Verkauf in aller Welt. Natürlich war dies alles den Feinden des Deutschtums ein Dorn im Auge. Trotzdem sandten die großen nordamerikanischen Hotels, wie das „Waldorf-Astoria" in New York und die Besitzer der gepflegtesten französischen Restaurants, wie des „Maxim" Paris, ihre Spezialaufkäufer nach Guatemala, mit der ausdrücklichen Weisung, möglichst die Ernten der deutschen Vulcan-Fincas zu erwerben, um den Gourmets und Kennern milden und aromatischen Kaffee zu bieten. Als ein englischer Gesandter am Vorabend des ersten Weltkrieges in Guatemala-City eine Rede schwang, und die Prosperität des Landes auf die englischen Einfuhren zurückzuführen versuchte, gab der alte Diktator Estrada Cabrera einem amerikanischen Reporter ein lakonisches Interview: „Die Deutschen haben unserem Lande nicht nur die erfolgreichsten Kaffeeanbauer gestellt. Sie sind darüber hinaus ein Volk von Kaffeetrinkern, welche selbstverständlich mehr zur Prosperität Guatemalas beigetragen haben, als alle teetrinkenden Nationalitäten zusammengenommen."

Gerade deshalb mußte Guatemala wohl im ersten Weltkriege gezwungenermaßen gegen die Mittelmächte Partei ergreifen. Der wirtschaftliche Niedergang, den das Land ab 1917 erlebte, unterstrich nur allzu deutlich die Richtigkeit des Ausspruches von Estrada Cabrera, der 1920, nach 22jähriger Regierungszeit von einer Revolte der Unzufriedenen hinweggefegt wurde. Trotz allem aber hatte das Deutschtum in Guatemala einigermaßen seine Stellung behaupten können. Doch das Land kam nie richtig wieder zur Blüte, während die Deutschen im Schatten von Versailles nur Zychorien-Kaffee trinken konnten. Zwar öffnete 1923 die Hamburger Kaffee-Börse wieder ihre Tore, zwar tranken weiter die erlauchten Gäste des „Waldorf-Astoria" und des „Maxim" die berühmten Maragogype-Provenienzen, aber die Kaffeetrinker der Welt waren inzwischen arme Leute geworden, die nicht mehr die Qualität, sondern die Quantität bezahlten.

Andere Länder lösten Guatemala in der Führung der qualitativen Kaffee-Produktion und des erfolgreichen Kaffee-Absatzes ab. Da konnten die Gottesgärten an den Faldas der Vulcane noch so blühen und die blonden, braungebrannten Männer noch so schuften.

Als aber Deutschland im Zuge seines herkulischen Wiederaufstiegs sich wieder erholte und der echte Bohnenkaffee wieder zu Ehren kam, erlebte Guatemala, welches nicht nur vom Bananen-Export der United Fruit Company nach den Vereinigten Staaten leben konnte, ebenfalls wieder einen neuen Aufschwung. Und dabei blieb es bis der zweite Weltkrieg ausbrach und es einem ganz echten Guatemalteco namens Schlesinger einfiel, daß die Deutschen der eigentliche „Krebsschaden" des kleinen Landes seien. Wieder mußte Guatemala Deutschland den Krieg erklären. Wieder versuchte ein eiserner Präsident, General Ubico, die deutschen Fincas zu erhalten. Als er sich jedoch weigerte, die von Washington angeordnete Enteignung durchzuführen, wurde er gestürzt und durch willigere Männer ersetzt. Es kam nicht nur zur Enteignung der Reichsdeutschen, sondern man nahm sogar den deutschstämmigen guatemaltekischen Familien ihren Grund und Boden fort. Hunderte von Deutschen und Deutschstämmigen wurden nach Nordamerika in Konzentrationslager verschleppt, viele andere außer Landes gejagt. Als man sie zunächst mit Frauen und Kindern in einer Kaserne der Hauptstadt zusammengepfercht hatte, um sie abzutransportieren, fühlten sich viele Guatemaltecos verpflichtet, die Postenketten zu durchbrechen, um sich bei den vorbildlichen Finqueros für das Unrecht zu entschuldigen. Es erschien sogar in Puerto Barrios, wo die Vertriebenen mehrere Tage auf offenem Pier auf die Ankunft der Austauschdampfer warten mußten, ein Vertreter des ehemaligen Präsidenten, um zu sagen, daß der General Ubico die Austreibung und Enteignung der Deutschen bedauere, weil sich das bitter rächen würde...

Unlängst veröffentlichte die New York Times einen spaltenlangen Bericht über die heutige Situation in Guatemala. Darin wurde festgestellt, daß der einst blühende Vulkangürtel der ehemals deutschen Kaffee-Fincas fast völlig verödet ist. Die Kaffee-Produktion des Landes ist auf 17% des ehemaligen Volumens gesunken. Der amerikanische Berichterstatter schreibt außerdem unumwunden, daß die Aufteilung des ehemals deutschen Besitzes „jene merkwürdige Mischung von Sozialutopien, Klassenkampf, Rassenkampf und Kommunismus" ausgelöst hat, die „heute eindeutig die wirtschaftliche Erholung Guatemalas verhindert". Es sind also bösere Geister auf den Plan gerufen worden als jene Vulkankobolde, welche die Indios so sehr fürchten und die Deutschen mit ihrem zähen Fleiß so glänzend zu überwinden vermochten. — Was soll man da noch kommentieren?

Sogar die New York Times registriert, daß „viele Leute in Guatemala die Rückkehr der Deutschen heute wünschen." Als der Yankee-Berichterstatter sich eingehendst nach den Gründen dieser Sehnsucht erkundigte, bekam er von einem Peon aus der Gegend von Quetzaltenango die vielsagende Antwort: „Los volcanes lloran, porque ya nadie trabaja sus tierras, señor..." („Die Vulkane weinen, weil niemand mehr ihren Boden bearbeitet, Herr...")

Ja, soweit sind wir! Sogar die Vulkane in den Maya-Landen beweinen, umkrächzt von Quetzales und bunten Urwaldpapagaien, beschienen von der tropischen Sonne Zentralamerikas, das deutsche Schicksal...

Vielleicht, weil sie mit jener anderen heißen Lava im Herzen der Menschheit verbunden sind, deren geheimes Beben wir verspüren...

Es bleibt aber immerhin lehrreich zu wissen, daß es nicht nur dort Trümmer gibt, wo Bomben fielen, sondern auch dort, wo die schaffenden deutschen Hände die Arbeit niederlegen mußten...

(von Seite 780)

ein Widerspruch? Neuerdings hat man also beträchtliche Veränderungen an den Studienplänen vorgenommen, weitere werden folgen. Wahlfächer geben dem Studenten die Möglichkeit, sein Studium dort zu vertiefen, wo er es besonders wünscht. Andererseits sieht sich der Professor von einer monotonen Wiederholung des Lehrstoffes befreit. Die aufgespaltenen akademischen Studiengänge werden ein Verschwinden des Akademikers „nach Einheitsmaß" zugunsten des Spezialisten haben. Die Tendenz geht hier zu größerem Verantwortungsbewußtsein des Studenten, der auf der anderen Seite eine stärkere Bewegungsfreiheit erhält. Wenn also die traditionellen Abschlußexamina am Jahresende mit ihren nicht weniger traditionellen Aufschüben, Vertagungen und Wiederholungen fortfallen, so sehen wir einem Studententyp entgegen, der sich seiner Verantwortung bewußt ist, gegenüber sich selbst und gegenüber der Nation, die ihm das Studium ermöglicht.

Der ehrliche Zöllner

Erhard Wittek

Er war im Boot über die Prosna gekommen, ganz allein, wie er manchmal schon getan hatte. Er war ein Fischer, dem die Flußhechte an die Angel gingen wie die Fliegen auf den Leim, und er hatte mir schon manchen Hecht gebracht. Diesmal aber kam er ohne einen Fisch. Er setzte sich zu mir auf die Bank vor dem Haus, und ich war froh, daß er da war, denn die Stunden gingen langsam, und ich hörte ihn gern erzählen. Er verstand es, mit Worten ein rundes, ganzes Bild zu malen und noch heute, nach so vielen Jahren, weiß ich, wie es an der Wolga aussieht, in dem Dorf, aus dem er stammte, oder in der Schule von Rostow am Don. Er hatte Jahre am Ladoga-See zugebracht, und wenn er über den Fluß sah, wo im Osten der Himmel sich zur Nacht verdunkelte, dann konnte er endlos erzählen — von Schilfmeeren, von Vogelschwärmen, vom Sausen des Windes über der Ebene, von den Gebeten der Fischer am See, und von der Erde, der ewigen Erde Rußlands, über die Gott und der Satan herrschen, der Gott der Liebe, der Demut, der fromme Gott der einfachen Seelen und der Satan der Niedrigkeit, des dumpfen Hasses, der schweren Verfluchungen — er sprach und wußte, wenn es ihn überkam, nicht, wovon er sprach und was und wen er da verriet im Sprechen. Und jetzt war er also hier an der Prosna, saß neben mir auf der Bank vor dem preußischen Zollhaus, stumm, schwelend in Scham und Ratlosigkeit — aber das merkte ich erst später, als er anfing zu sprechen. Wir saßen auf der Bank, sahen über den grünen Fluß, unten an der Brücke, am anderen Ufer, stand das russische Zollhaus, und der Weg, der von oben zu ihm herführte, war von dem hohen Ufer, auf dem das deutsche Zollgebäude stand, weithin zu überblicken. Pappeln, windzerzaust, steil rauschende Türme standen zu beiden Seiten der alten Straße, die hier zur Furt heranführte. Der Weg dort drüben war sechs-, achtmal so breit wie der deutsche, der an der Brücke unten begann. Drüben standen die hohen, zerrissenen, nutzlosen, ungepflegten, herrlich anzusehenden Bäume wie Wegweiser Gottes in die Unendlichkeit der Ebene — hier bei uns reihte sich ein Kirschbaum an den anderen; die Ansiedlungskommission hatte sie pflanzen lassen in wohl berechneten Abständen — es war gut gemeint und es war sogar schön, ja, es war auch schön. Aber es war ein Unterschied wie zwischen einem deutschen Schäferhund und einem Rudel Wölfe. Diese Pappeln dort waren, als habe Gott selbst sie gepflanzt, unseren Kirschbäumen aber sah man es an, daß sie von der Ansiedlungskommission geliefert und gesetzt waren. Unten lag die Holzbrücke auf dem Fluß, eine Brücke, bei der man sich viel denken konnte, weil sie geschaffen war, zu verbinden, zu überbrücken, und weil sie nichts verband. Drüben war die Regellosigkeit und die Verschwendung und die Armut, hier war die Ordnung und die Sparsamkeit und die Armut — wie soll sich das miteinander verbinden durch eine einzige Holzbrücke?

Seit Monaten war der Verkehr an dieser Stelle eingeschlafen, wir hatten nichts zu tun, der Russe saß hier bei mir auf der Bank, und wenn wirklich einmal ein einzelner Grenzgänger kam, den konnten seine Gehilfen überprüfen, und außerdem mußte der Kerl ja doch hier an uns vorbei, so mochte Wladimirowitsch Tobal wohl denken. Und natürlich war es auch so. Schmuggler, Diebe oder solch ein Gesindel, die hätte ich ihm ohne weiteres ausgeliefert zur Festnahme, wenn wir hier auch auf deutschem Gebiet waren. Da halfen wir ihm, wie er uns zu helfen pflegte.

Wir hatten uns oft den Kopf zerbrochen, warum die Viehjuden ausblieben und mit ihnen die Rinder- und Schweineherden, die Wagen mit Roggen und Gerste, mit Fellen und Häuten — kaum, daß einmal ein Bäuerlein mit einer Gans kam, sie uns zum Kauf anzubieten. Zwei, drei Tage, nachdem er seinen Vorgänger abgelöst hatte, war es vorbei gewesen mit dem Grenzverkehr; in Krosniewice aber und in Rgielsko, zehn Kilometer weiter im Süden und achtzehn im Norden, da konnten sie sich seitdem nicht retten vor Arbeit, sodaß zwei Kollegen von mir hatten verborgt werden müssen und ich nun ganz allein in dem großen Haus war — ohne Frau

und ohne Kinder, denn welches Mädel hätte wohl hierher in diese gottverfluchte Ecke hingeheiratet! Es gab damals den Rundfunk noch nicht — aber das kann sich ja heute niemand mehr vorstellen. Und ich will auch davon garnicht erzählen, sondern es soll jetzt Wladimirowitsch, Alexander Wladimirowitsch Tobal selbst zu Worte kommen.

Er hatte sich zu mir auf die Bank gesetzt, es ging auf den Herbst zu, und man konnte schon einen Mantel brauchen. Ich dachte, es solle werden wie immer, aber er, der schon acht Tage lang nicht bei mir gewesen war, lächelte nur trübe zu meinen Vorwürfen und meinen Fragen, warum er denn so lange nichts von sich habe hören lassen, er holte verlegen eine Flasche aus dem Mantel und stellte sie zwischen uns auf die Bank: „Trinken wir uns eins, Herr Hugener, da vergeht die Zeit schneller."
Ich sah, daß es guter, klarer Wodka war, und ich hatte nichts gegen ein paar Schnäpse; ich holte zwei Gläser aus der Stube, und er goß ein und sagte: „Zum Wohl, Herr Hugener!" Ich sagte: „Nazdrowie!" Das war polnisch, und es war bei uns üblich, uns mit den paar polnischen Worten zu necken, die wir kannten, denn wir mochten beide die Polen nicht.

Er trank, und das war mir neu an ihm. Noch niemals hatte er eine Flasche mitgebracht; er hatte aber auch niemals abgelehnt, wenn wir ihm einmal ein Glas angeboten hatten, und ich dachte, er wolle sich heute revanchieren. Knickrig war er nicht, das wußte ich, wie ich überhaupt niemals einen knickrigen Russen kennengelernt habe. Russisch — das ist nur ein anderes Wort für gastfreundlich, für großzügig, für freigebig, so dachte ich damals. Inzwischen habe ich gelernt, daß man das Wort „russisch" auch noch anders übersetzen kann, ganz anders. Damals dachten wir ja auch, wir Deutschen an der Grenze, deutsch und gerecht, deutsch und ordentlich, deutsch und gutmütig sei a u c h ein und dasselbe.

Ich hatte mein zweites oder drittes Glas hinter mir, und ich wollte höchstens noch eines trinken, denn es war ja früher Nachmittag, und ich war es nicht gewohnt, Schnaps so früh am Tage zu nehmen. Er hatte aber sicherlich schon sein sechstes oder siebentes Glas, und da endlich fing er an zu sprechen.

Es ging erst langsam und stockend, und ich merkte, daß eine große Scham in ihm war, die hielt ihn immer wieder zurück, sodaß er zwischendurch von anderen Dingen redete, und so gab es ein krauses Durcheinander von Worten und Sätzen und Ausrufen. Aber als er die Flasche geleert hatte und als wir dann an die zweite kamen — er hatte wahrhaftig noch eine zweite mitgebracht, er war hergekommen, um sich zu betrinken! — da brach es aus ihm heraus, und es kam schnell und fließend, wenn auch die Zunge stotterte und manchmal zu lallen schien. Ich kann das nicht so erzählen, mit all seinen Gebärden und der Verzweiflung, mit der Wut und der Sehnsucht, die aus dem gutmütigen, grundehrlichen, hilflosen Menschen sprach. Das müßte schon ein Goethe sein oder — oder ein Karl May, der würde die Worte behalten haben und neue erfinden. Ich bin nur ein kleiner deutscher Zöllner — und ich mache mir so meine Gedanken, wenn ich die Pappeln dort in den Osten ziehen sehe. Aber ich sage die Wahrheit, das ist auch etwas, die Wahrheit über Alexander Wladimirowitsch Tobal.

„Ich bin geboren an der Wolga. Sie wissen ja, Herr Hugener. Mein Vater war Beamter in einem großen deutschen Kirchdorf, und ich ging in die deutsche Dorfschule. Da lernte ich lesen und schreiben und rechnen, und deutsche Lieder lernte ich und sogar Choräle. Mein Vater sagte: «Russe bist du, Russe bleibst du, kein deutscher Lehrer wird dir den Russen austreiben, russisch lesen und schreiben bringe ich dir bei, russisch beten lernst du von der Mutter (und russisch fluchen vom Stepan, unserem Knecht», dachte er wohl heimlich.) So lernte ich. Beides lernte ich, russisch und deutsch. Ich habe eine schöne Stimme, und wenn die Kinder sangen: «Ein feste Burg ist unser Gott —» da sang ich mit, und der Herr Kantor sagte: «Das ist keine Sünde, Alexanderchen, Kindchen. Bleib du bei deinem Glauben, Gott ist groß und überall derselbe, wie auch der Glauben sein mag. Und singe ruhig unsere Lieder mit. Gott läßt sich loben in jeder Sprache, aber Sünde ist es in keiner.» Und so sang ich denn die deutschen Choräle. Am liebsten sang ich «Lobe den Herren». — Kennen Sie das, Herr Hugener, kennen Sie das?"

Und er stellte sich hin, er hatte den weiten Mantel an und in der linken Hand die Wodkaflasche, hatte die flache russische Tellermütze auf dem Kopf, er war betrunken und er sang weit in den Tag hinein:

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren, meine geliebete Seele, das ist mein Begehren...

Was für ein Lied ist das, Herr Hugener, welch große Melodie und was für Worte! Ihr Deutschen habt herrliche Lieder, ihr seid ein großes Volk, Herr Hugener." Die Stimme war nicht heiser vom Schnaps, denn er pflegte selten zu trinken, und diese Russen,

wenn sie trinken, vertragen ja ungeheuer viel, die Stimme floß melodisch aus seiner Kehle, eine klare, große, breite Stimme, wie eine Orgel, schön und brausend. Er sang zwei Strophen und fing die dritte an, brach aber plötzlich ab und setzte sich auf die Bank und stierte vor sich zur Erde.

„Mein Vater sagte: «Lerne, Söhnchen, lerne. Lerne die Ehrlichkeit von den Deutschen, lerne. Das ist schon genug».

Meine Spielkameraden waren die deutschen Dorfjungens. Oft saßen wir an der Wolga und sahen das hohe Ufer wie einen Strich drüben über dem Wasser, wir kannten nichts als das Dorf und die Eltern und die Wolga und Gott und die Ebene, die Ebene. Aber zu Hause sprach ich russisch mit der Mutter und dem Vater, und ich betete russisch. Da war ich glücklich, Herr Hugener, sehr glücklich. Ach, daß man immer erst, wenn es vorbei ist, weiß, wie glücklich man gewesen ist!

Nun, Sie wissen ja. Dann kam Rostow und die Ladoga und jetzt sitze ich hier an der Prosna und sehe hinüber nach Deutschland. Und mancher von den Bauernjungen an der Wolga, den deutschen, würde mich beneiden, wenn er wüßte, daß ich hier bin, hier in Deutschland, daß dieses Flüßchen, dieser Bach, dieses Bächelchen die Grenze ist zwischen Rußland und Deutschland, und ich sitze an der Grenze und kann mit den Deutschen sprechen, so oft ich will. Ich sehe die sauberen Häuser und die schmalen Straßen, und die Obstbäume sind nicht nur in den Gärten, nein, sogar an den Straßen sind Obstbäume, und jeder Gemüsegarten ist mit dem Winkelmaß gebaut, die Erbsen, die Bohnen, die Radieschen sogar stehen in Reih und Glied, und man möchte lachen darüber und sich amüsieren, aber man kann nicht, denn es drückt einem manchmal die Kehle zu, vor Angst und vor Bewunderung, auch vor Bewunderung, ja. Ihr habt ja auch Blumen am Fenster, und ich weiß noch gut, Herr Hugener: als ich das erste Mal kam hierher zu Ihnen, da hatten Sie Maiglöckchen an der Uniform stecken. Und sind Sie doch ein Preuße wie nur irgendeiner, das hatte ich bald herausgefunden, kein Fleck an der Uniform, kein Fleck von Tabak oder Suppe oder so, nicht ein einziger Fleck auf der Weste. Aber sieh da! Maiglöckchen hat er sich angesteckt, und an die Uniform sogar. Da wußte ich Bescheid, Herr Hugener. Und ich dachte: da ist die Ordnung und der Fleiß und die Ehrlichkeit, aber auch — wie soll ich sagen — auch die Schönheit und die Liebe zur Schönheit. Ach, dachte ich, was könnte aus Rußland gemacht werden, mit Ordnung und Fleiß und Ehrlichkeit. Denn Sie müssen wissen, daß ich die deutschen Dörfer an der Wolga gesehen habe, und die russischen Dörfer habe ich auch gesehen an der Wolga und in der Ukraine bei Rostow und an der Ladoga, und ich sehe die Polendörfer hier — was für ein Unterschied. Und doch sind die Deutschen, wenn der Fremde kommt, der Gast, oder wenn ein Fest ist, freigebig. Sie verschwenden nicht wie die Russen, nein, so nicht — aber geizig sind sie auch nicht, und ein Gast ist willkommen überall auch bei den Deutschen, und geehrt ist er, und man gibt ihm das Beste. Sie geben die Hand und geben die Gabe, du darfst essen, Bruder, und darfst trinken, und abends singen die Mädchen die Lieder vor der Kirche — das ist der Sturm Gottes, der aus dem Himmel weht und wir hören S e i n e Stimme... Wer solche Lieder hat, Herr Hugener, der ist ein Mensch. Ja, der ist ein Mensch."

Hier stand er wieder auf, es schien ihn nicht auf der Bank zu halten, er breitete beide Arme aus: „Menschen müssen wir sein. Wir sollen denken, nicht nur leben. Leben kann das Tier auch. Denken u n d glauben sollen wir. Beides, Herr Hugener, beides. Nur Gehirn — das ist der Teufel. Nur Herz, das ist noch mehr der Teufel. Gehirn und Herz zusammen, das ist Gott. Gott selbst ist das."

Er begann wieder zu singen. Ich weiß nicht, was ihm in den Sinn kam, er sang gerade, was ihm einfiel, es hatte keinen Zusammenhang, er hatte wohl die deutschen Choräle lange nicht gesungen. Es stürzte aus ihm heraus, ich ließ ihn sprechen und trinken und singen; ich sah ja, daß es ihm gut tat und ich hatte meine Gedanken dabei. Da war also einer, der sehnte sich in das deutsche Leben mit seiner Bestimmtheit, und hatte wohl sogar Sehnsucht nach dem Begrenzten, nach der Enge; er wollte es sauber innen haben und sauber außen, der Zaun am Garten sollte grün gestrichen sein und eine Laube sollte drin sein und auf dem Tisch ein weißes Tischtuch und beim Essen Teller und Messer und Gabeln an ihrer Stelle — und der Tag begann früh punkt acht Uhr, und um zwölf Uhr setzte man sich zum Mittagessen...

Ich aber sah Gottes Wegweiser in die Unendlichkeit drüben über der Prosna, rauschende, grüne Türme, zerzaust und bewegt, ich sah den weiten Raum, spürte den Wind der Ebene gegen die Grenze, unsere Grenze wehen. Dort war das Land noch nicht in Aecker und Felder aufgeteilt, noch nicht nach Hektar und Morgen abgemessen, dort hinter der Polackei lag Rußland, das Land des Grenzenlosen und zog mich an mit Macht. Wladimirowitsch aber sang einen deutschen

Choral, ein besoffener, russischer Zöllner hier an der Prosna...

„Mir nach, spricht Christus unser Held,
mir nach, ihr Christen alle.
Verleugnet euch, verlaßt die Welt,
folgt meinem Ruf und Schalle.
Aber, Herr Hugener, das meine ich nicht.

Das, was der Choral sagt, die Worte darin — nein, nein! das meine ich nicht. Ich kann es nicht sagen, ich bin ein dummer Russe, dumm, dumm bin ich, ach, wie dumm! Den Glauben meine ich, den Stolz, wissen Sie — man braucht Gott nicht zu verlieren, nein, braucht man nicht, ich sage Ihnen, braucht man nicht, und kann doch ein Mensch sein, der denkt und arbeitet — sehen Sie: arbeitet, ja arbeitet, und abends singt man die Lieder, man sitzt auf der Bank und die Mädchen singen auf der Dorfstraße, unter der Linde..."

Und so wahr ich hier sitze, da sang dieser Russe das Heideröslein, sang mit seiner hellen, leicht hinströmenden Stimme, sang leise und versonnen:

„war so jung und morgenschön,
lief er schnell, es nah zu sehn,
sah's mit vielen Freuden..."

Aber dann nahm er die Wodkaflasche, die zwischen uns auf der Bank stand, und setzte sie an den Mund und trank aus der Flasche... Er duldete es, daß ich sie ihm vom Munde nahm. Er blickte lange auf mich nieder, der ich mich wieder gesetzt hatte, dann wandelte er vor mir auf und ab, etwas schwankend schon, die Hände in den Hosentaschen, sodaß der offene Mantel nach hinten gedrückt war und hinter ihm herschwang bei jeder Wendung.

„Sehen Sie, Herr Hugener, da bin ich gekommen hierher an die deutsche Grenze. Ich hab mich hergewunschen, wie sagt man? Her-her-hergemeldet, freiwillig bin ich hier. An der Ladoga habe ich in der Schreibstube gesessen, habe ich Listen geschrieben, habe ich Zahlen addiert — na, da war leicht, ehrlich zu sein.

Komme ich hierher, hatte ich schon viel Betrug gesehen, Bestechlichkeit, ja, so heißt es. Habe ich gedacht, hier an der preußischen Grenze, hier wirst du ein ehrlicher Beamter sein, ein ehrlicher Russe, wirst Mütterchen Rußland nicht bestehlen, sollen die Preußen sehen, es gibt Russen, die nehmen kein Geld. Hat doch mein Vater mich geschickt in die deutsche Schule, daß ich Ehrlichkeit lerne.

Na, ich komme her, mein Kollege weist mir die Arbeit, zeigt mir alles, sagt zu mir: «Bruder, ist eine gute Stelle, du hast Glück, Bruder», sagt er, «Vorgesetzte sind weit. Kalisch ist weit, Bahn gibt nicht, auf Straße ist ganz großer Umweg. Bruder — hier bist du ein Herr.» Ich weiß, was er meint, ich verstehe ihn gut, aber ich lasse ihn reden, ich habe schon gelernt, man soll nicht zu viel und nicht zu früh reden, er fragt, ob er früher abfahren kann, weil er will seine Mutter besuchen. Ich sage ihm: «fahr, Bruder, fahr». Er sagte mir am letzten Tage: «das ist der Moses Freudenthal, der handelt mit Schweinen, mit Leder, mit Häuten, no, mit allem, was ein Jude kann kaufen und verkaufen. Das ist mein Freund», sagte er. «Bruder, wird auch sein dein Freund».

Der Jude sieht mich an, und er zieht die Kappe und macht eine Verbeugung, und ich lege die Hand an die Mütze und sehe ihn auch an.

Dann kam der Verwalter vom Grafen Komarowski, Abschied nehmen, und er brachte Wein mit und Kuchen, einen ganzen Schinken brachte er und deutsche Zigarren, eine Kiste, und wir setzten uns in die Sonne, nach Süden an die Wand, aber die Straße ist ja auf der anderen Seite. Wir tranken und aßen, und ich hörte Wagenräder im Sande quietschen und Peitschen knallen und hörte einen Kutscher fluchen und auf die Pferde einschlagen und hörte die Pferdehufe auf der Brücke poltern — aber mein Kollege hörte nicht und sehen konnte er ja nicht, weil das Haus hinter ihm war, und hinter dem Haus war die Straße.

Ich dachte: laß. Morgen ist er fort. Morgen bist du hier der Zöllner. Am Nachmittag kam Herr Stock, der Administrator vom Herrn von Chmielewski. Ich dachte: aha, ein Deutscher. Und ich machte eine Verbeugung und hörte, daß Herr Stock vier Güter verwaltet und Herr von Chmielewski, der Besitzer, der wohnt in Warschau und macht Reisen nach Petersburg und nach Paris. Herr Stock brachte eine Flasche Kognak mit, französischen Kognak, und ein Buch zum Lesen. Ich sah es gleich: es war ein deutsches Buch, und ich dachte nicht: nanu, kann er denn deutsch lesen? Ich wußte ja schon, was das heißt. Und Anton Borynowitsch, mein Kollege, kann nicht an sich halten, ist gierig, er blättert gleich herum in dem Buch, und er versteckt sich garnicht groß, ich sehe, sein Gesicht glänzt vor Freude und sein Mund lacht, und er drückt dem deutschen Herrn die Hand und fällt ihm um den Hals und küßt ihn auf beide Backen. Ich denke: auch die Deutschen also, und ich bin etwas traurig, aber ich denke: von morgen ab ist es ja anders.

No, was soll ich lange erzählen.

Sie haben bald gemerkt, daß ich die Taxe richtig mache, daß ich kein Geld nehme und keinen Schnaps oder eine fette Gans. Sie schickten zwei oder drei andere vor, kleine Leute, und sie versuchten es immer wieder, Polacken und Juden, und einmal kam sogar der reiche Moses Freudenthal, der damals war zum Abschied nehmen gekommen. Er kam im leichten Wagen und stieg ab, und ich trat auf die Straße zu ihm heraus und fragte: «Was haben Sie zu verzollen?» Er sagte: «Nichts habe ich, Herr Beamter. Ich komme nicht zum Verzollen, ich komme zu machen ein Gespräch».

Er machte eine tiefe Verbeugung und sieht mir in die Augen, und ich sagte ihm nicht, er soll hereinkommen und soll sich setzen. Wir standen also am Wagen, und er fragte, ob er kann reden daitsch mit mir, weil das ihm leichter ist, und er hat schon gehört, daß ich spreche daitsch. Ich sagte ihm, ich weiß nicht, was er will, und er soll kurz machen, ich habe keine Zeit.

Aber er sagte: «Der Herr Beamte wird schon müssen haben Zeit für den Juden Moses, sind wir ja in Rußland, nicht in Preußen. In Rußland hat man Zeit, nur in Preußen nicht, aber der Herr Beamte will doch sein ein Beamter von Väterchen Zar». Und er sagte: «Es wird nicht gehen, Herr Beamter. Ich meine es gut, ich sage die Warnung, Herr Beamter, es wird nicht gehen. Sei der Herr Beamte klug. Ein Hase kann nicht leben unter lauter Füchsen, er muß anziehen ihren Pelz und annehmen ihre Stimme, sonst wird er totgebissen, weil sie ihn erkennen — oder er muß weglaufen von seinem Platz. Eine Taube kann nicht leben unter lauter Krähen, sie hacken ihr die Augen aus, also muß sie ihre Federn schwarz und grau machen mit künstlicher Farbe. Lasse der Herr Beamte sich warnen».

Aber ich sagte ihm, ich verstehe ihn nicht, er soll deutlich reden.

«Der Herr Beamte weiß schon, was der Jude sagt. Der Moses meint es gut, und es wird nicht gehen, er sagt es».

Da ließ ich ihn am Wagen stehen, und er stand zwei Stunden, geduldig, wie die Juden sind, und ich wußte doch, er war ein reicher Mann. Und er schickte meinen Gehilfen, ob er nicht könnte doch noch ein Wort zu mir sprechen, aber ich sagte: nein.

Da sagte er zu meinem Gehilfen: «Es ist ein weiter Weg nach Krosniewice und nach Rgielsko, aber da muß man eben gehen den weiten Weg», und ich wußte nicht, was er sagte, und verstand es nicht.

Der Gehilfe hatte es verstanden, aber er traute sich nicht zu sprechen, und ich fragte ihn nicht.

Es war wenig zu tun, und ich wunderte mich, denn wozu war hier ein Zollhaus und ein Zoll und dazu drei Beamte, ein Aufseher und zwei Gehilfen, wenn niemand kam, und wozu die Brücke.

Ich langweilte mich, und ich ging angeln. Und ich sah hinüber zu Ihnen, Herr Hugener, und eines Tages, da saßen Sie auch im Boot an ihrem Ufer und ich fragte gleich: «darf ich hinüber kommen?» Denn ich wollte einen Preußen sehen und mit ihm sprechen wollte ich und zeigen, daß ich deutsch konnte.

Nun, da kam es bald heraus, daß früher hier ein großer Verkehr gewesen war und daß es aufgehört hatte fast an dem Tage, an dem ich übernommen hatte. Und Sie sagten, alles geht jetzt über Krosniewice und über Rgielsko, und Sie haben schon Beamte schicken müssen, damit sie dort helfen. Da habe ich auch verstanden, was der Freudenthal gemeint hat, aber ich dachte, da kannst du nichts machen, aber du bist ehrlich und du bleibst ehrlich. —

Nach einem Vierteljahr kam ein Schreiben aus Kalisch vom Hauptzollamt, und man schrieb mir, schon gleich nach einem Monat ist ihnen in Kalisch aufgefallen, daß meine Einnahmen viel kleiner waren als die vom Borynowitsch Anton, der mein Vorgänger gewesen war, der mit dem deutschen Lesebuch, wissen Sie. Aber man hat gedacht: laß ihm Zeit, dem Neuen. Doch es ist nicht besser geworden, es ist schlechter geworden, schreiben sie. Ueberall wo anders aber ist es sonst gleich geblieben, ja, in Rgielsko und in Krosniewice sind die Einnahmen sogar sehr gestiegen, es ist also zu sehen, daß es nicht an der Gegend liegt oder an der Zeit, sondern daß es an mir liegt.

Ich habe gedacht, laß sie schreiben, und wenn einer kommt von Kalisch, so wirst du ihm schon erzählen.

Aber es ist niemand gekommen, Herr Hugener, sondern vor acht Tagen kam wieder ein Brief. Und in dem Brief, da stand drin, man hat lange Geduld gehabt und hat zugesehen, und wenn am 1. Oktober meine Einnahmen nicht besser sind, so wird man meinen ersten Gehilfen an meine Stelle setzen, und ich soll dann den zweiten Beamten machen. «Degradieren, zum Gehilfen machen wollen wir Sie nicht, weil Sie sich haben nichts zuschulden kommen lassen, aber die Einnahmen müssen höher sein».

Ich hab gesessen an dem Tage und in den Brief gestiert und habe die Feder genommen und habe eine Antwort geschrieben und ich

habe es denen aber gesagt, schon ganz deutlich, wissen Sie, warum in Rgielsko und in Krosniewice die Einnahmen gestiegen sind und bei mir sind fast keine mehr, und ich hab den Brief zugemacht und gesiegelt und auf den Tisch gelegt, und wenn der Postbote käme, da sollte er ihn mitnehmen. Er lag drei Tage dort, und ich lief herum und dachte und dachte, und ich bin ein ehrlicher Beamter, darf man in Rußland nicht ehrlich sein? Muß der Hase sein wie ein Fuchs und muß die Taube ihre Federn schwarz anmalen, daß sie aussieht wie eine Krähe?

Wenn sie Beweise verlangen werden gegen die Kollegen in Rgielsko und Krosniewice — verfluchte polnische Namen, nicht zum aussprechen sind sie, warum macht man sie nicht russisch, die Namen! — und sie werden, was soll ich sagen? Weiß ich doch, daß in den Büchern bei denen da alles stimmen wird, und weiß ich doch, daß die in Kalisch auch einmal an der Grenze waren und es ebenso gemacht haben, und daß sie es heute noch so machen, aber nicht mehr mit Gänsen und Schweinen, sondern mit ganzen Eisenbahnzügen, und werden sie denen in Rgielsko schon nicht die Augen aushacken, nein. Habe ich doch im Büro an der Ladoga gesehen, wie so etwas ausläuft, und habe ich mich ja fortgemeldet, weil ein Ehrlicher damals ist bestraft worden und sie haben ihn nach Sibirien versetzt oder was weiß ich wohin.

Und sie werden denken, ich nehme zuviel, ich nehme mehr als die Kollegen in Rgielsko und die anderen, sodaß die Menschen nicht mehr bei mir übergehen wollen, sondern lieber bei den Kollegen. Denn daß ich garnichts nehme, daß ich ehrlich bin und die rechte Taxe mache, das werden sie ganz bestimmt nicht glauben, weil das ja keiner gemacht hat, solange ein Zoll an der Grenze ist.

No, Herr Hugener, der Postbote ist gekommen am vierten Tag, aber ich habe ihm keinen Brief mitgegeben.

Warum lange schwatzen, Herr Hugener? Morgen kommt der Freudenthal mit fünfhundert Stoppelgänsen, und vom Gute in Dupiewo kommen sie mit achtzig Stück Rindvieh, morgen gibt es zu tun für mich und auch für Sie, Herr Hugener. Ich habe dem Moses sagen lassen, warum er nicht kommt und die Brücke steht noch und die Straße ist frei. Er war noch am gleichen Tage bei mir, und hat gesagt, «es ist gut, daß der Herr Beamte ist einsichtig», und ich hab ihm nicht den Kantschuch gegeben, wie ich hätte Lust gehabt und wie ich hätte sollen, sondern — die Hand."

Alexander Wladimirowitsch stand vor mir, er hatte beide Hände tief in den Hosentaschen, der Mantel war offen und die Mantelschöße waren nach hinten gedrückt, die flache Tellermütze saß ihm schief auf dem Kopf, er schaukelte hin und her auf unsicheren Beinen, denn die zweite Flasche war schon halb leer, und ich hatte höchstens sechs oder sieben Gläschen getrunken. Er war rot im Gesicht, die Schweißperlen standen ihm auf der Stirn und die Augen glänzten feucht und stierten mich an in Angst, was ich wohl sagen würde, und trotzig und verzweifelt wie bei einem Kind, das Prügel erwartet. Ich sah an ihm vorbei, denn es war schwer, ihm in die Augen zu sehen, und vor mir lag die Prosna, still und ruhig im Licht des Nachmittags, grün umbuscht, mit weiten Buchten, in denen jetzt die Fische sprangen in der milden Wärme. Weiden und Erlen spiegelten sich still und schön im Wasser, und der Friede selbst stand am Ufer mit mildem Gesicht, am Ufer der Prosna, und lächelte in der Sonne und am stillen Tag — und ich sah den Weg, den breiten, unendlich breiten Weg mit Pappeln rechts und Pappeln links, grüne Türme, vom Winde zerzaust, der Weg kam aus der Unendlichkeit, und sie waren — wie hatte ich doch vorhin gedacht und oft schon, wenn ich sie sah? — sie waren Wegweiser Gottes in das Grenzenlose. Ja — grenzenlos in allem, in der Güte, in der Weite, in der Schwäche und in der Erbärmlichkeit. Ach, was ist der Mensch? Ein Sandkorn, vom Winde dahin und dorthin getrieben —

„Haben Sie gehört, wie ich spiele, Herr Hugener? Jeden Abend habe ich gespielt, und meine Geige mir unter das Kinn gehalten, und habe Wodka getunken — denn jetzt kann ich. Jetzt habe ich ja. Der Moses Freudenthal hat genug Wodka für mich. Warum auch nicht, Herr Beamter, hat er gesagt. Der Weg über die Brücke hier ist ja viel näher, brauche ich nicht mehr zu machen den Umweg, und hier ist auch kein Ort, hier ist nur das Zollgebäude, hier sind keine fremden Augen, der Herr Beamte wird nicht bereuen, er kann werden ein reicher Mann — oder er kann leben und essen und trinken und lustig sein, wie er will. Ich weiß, die Herren Russen sparen nicht, also lassen Sie sich's wohl sein. Herr Beamter, der Moses wird sorgen, lassen Sie den Moses sorgen ... So hat er zu mir gesagt.

Wodka ist schön, Herr Hugener, und betrunken sein und singen. Aber wenn ich spiele, da ist es nicht schön, wenn ich betrunken bin, denn der Finger, der greift und weiß nicht, ob er richtig greift oder ob er daneben greift und ist ihm auch egal, wenn er betrunken ist, wohin er greift. Und habe ich die Geige und spiele ich mit dem Bogen auf den Saiten, so greift

ja nicht ein Finger, sondern vier. Wenn einer möchte betrunken sein ganz allein, ein Finger nur, wissen Sie, so möchte es ja noch gehen. Aber sind dann ja alle vier besoffen, und alle vier greifen daneben, nur mein Ohr, das ist nicht betrunken, das hört wie sonst und hört alles Falsche noch besser, als wenn ich sonst spiele. So kann ich nur eines machen: Wodka trinken, oder Geige spielen. Beides geht ja nicht. Nu sehn Sie, und das ist so traurig, daß ich muß sitzen und mich bekümmern und weinen."

Er kam nun in die große Traurigkeit des Betrunkenen hinein. Wenn man es erzählt, so klingt es vielleicht komisch, und man könnte versucht sein zu lachen. Damals lachte ich nicht; er tat mir leid, und ich spürte, daß er, der jetzt endlos von der Gewissensnot des musikalischen Menschen sprach, der Wodka trinken und Geige spielen w o l l t e und beides zu gleicher Zeit, viel tiefere Schmerzen hatte. Aber er hatte in seiner Betrunkenheit noch immer soviel würgende Scham in sich, daß er es nicht über sich vermochte, mit ganz deutlichen Worten, von dem zu sprechen, weswegen er doch, eine Wodkaflasche recht und links in den Manteltaschen, heute zu mir über die Brücke herübergekommen war.

Ich brachte ihn schließlich den Hügelhang hinunter und führte ihn über die Brücke in sein Haus. Seit jenem Nachmittag habe ich ihn niemals wieder gesprochen.

Zwölf Tage lang hatten wir nun wieder zu tun wie früher; meine Kollegen kehrten in unser Zollhaus zurück, denn in Rgielsko und Krosniewice sank der Umsatz schlagartig zugleich mit dem Anschwellen der Arbeit bei uns.

Aus dem russischen Zollhaus hörten wir Abend für Abend unseren Freund Wladimirowitsch Geige spielen; er spielte aber keine deutschen Choräle und Lieder, wie er früher oft getan hatte, sondern fremde, uns unbekannte Weisen, die schwermütig und klagend über das still fließende Wasser der Prosna zu uns herüberklangen. Ich saß oft vor dem Zollhaus auf der Bank, auf der wir bei unserem letzten Gespräch gesessen hatten, ich hörte zu und empfand Verlangen und eine unbestimmte, drängende Sehnsucht, und manchmal zuckte es mir in den Füßen, über den Fluß zu gehen und nach Osten zu wandern, den Pappeln folgend, die grün, rauschend, zerzaust in den Himmel führten, in den Himmel — in die Ebene, in die Weite.

Eines Abends brach das Geigenspiel ganz plötzlich ab; ich sah, daß drüben bei meiem russischen Freunde Besuch gekommen war, ich kannte den Wagen, es war der des deutschen Administrators der Güter des Herrn von Chmielewski, des Stock. Ich hatte ihn und zwei mir unbekannte Herren aussteigen, hatte sie ins Haus gehen sehen und ich wußte, als es längere Zeit ruhig blieb, daß Wladimirowitsch nicht mehr geigen würde. Ich nahm meine Angel, ging zum Fluß hinab, setzte mich in das Boot und versuchte an einer Biegung des Flusses, wo ich öfter von Land aus einen großen Hecht beobachtet hatte, mein Fischerglück.

Drüben saßen sie vorm Haus, Wladimirowitsch und Herr Stock mit seinen Begleitern. Ich sah, daß Gläser und Flaschen vor ihnen auf dem Tisch standen, dann aber trieb mein Boot den Fluß hinab, Bäume und Büsche glitten an mir vorbei, bis ich an einer alten Erle festmachte.

Ich fing einiges, wenn auch nicht den Hecht, auf den ich es abgesehen hatte — den habe ich noch zwei Jahre lang ohne Erfolg belauert, bis ich dann versetzt wurde — und als ich spät zurückgekehrt war, sagten mir meine Kollegen, drüben bei den Russen habe es Lärm und Geschrei gegeben, Wladimirowitsch habe gebrüllt wie ein Stier, und dann hätten sie den Wagen des Herrn Stock, den auch sie natürlich gut kannten, im Galopp abfahren sehen.

Einige Tage darauf hörten wir, daß unser Freund nicht mehr da sei, und schließlich, nach Wochen, erzählte uns Moses Freudenthal, was geschehen war.

Herr Stock hatte irgendeinen größeren Transport über die Grenze durchführen und die Bedingungen vorher mit dem Russen besprechen wollen. Sie hatten Wodka getrunken, und Wladimirowitsch — er hieß ja eigentlich Tobal, aber wir nannten ihn immer Wladimirowitsch, weil uns das viel russischer vorkam — hatte mit hilflos ermüdeter Stimme den Vorschlägen gleichgültigen Gesichtes zugestimmt. Darauf war es sehr fröhlich und lustig zugegangen, sie hatten viel getrunken, und Stock, der wußte, daß unser Freund gern Geige spielte, hatte ihn gebeten, sein Instrument zu holen und seine Kunst zu zeigen. Wladimirowitsch hatte wirklich die Geige ergriffen und einen alten deutschen Choral gespielt, und dabei seien ihm die dicken Tränen über die Backen gelaufen. Die beiden Begleiter des Herrn Stock hätten offenbar geglaubt, es sei ein großartiger Witz, daß der Zöllner ein so frommes Lied spiele, sie hätten vor Lachen gebrüllt, am meisten wohl darüber, daß ihm beim Spielen die Tränen über die dicken roten Wangen liefen, und Wladimirowitsch habe in einem plötzlichem Wutanfall seine Geige Herrn Stock über den Schädel gehauen. Es habe dann noch ein paar Ohrfeigen gesetzt, er habe seine Besucher zum Hause hinausge-

warfen — „aber der Herr Stock is e mächtiger Mann, er hat viele Freunde, und so is der Herr Beamte verhaftet worden. Sie haben auch gesagt zum Herrn Richter, er is oft gewesen ze besuchen die Herren vom daitschen Zoll, und seine Gehilfen haben auch so gesagt. Der Herr Richter hat gefragt, warum wohl besucht e Beamter vom russischen Zoll die daitschen Zöllner? Und er hat gesagt, darauf braucht er nich zu geben aine Antwort; die Antwort waiß er schon von selbst. Und es muß werden gemacht eine harte Strafe für solche, die den Staat betrügen, weil solche in Wirklichkeit betrügen Väterchen Zar. Nu, ich glaub, es is e beese Sach, und der Herr Tobal wird nich wiederkommen."

Ich habe dann wohl mein Bedauern ausgesprochen, daß ein ehrlicher Mensch in Rußland, wie es scheine, nicht Beamter sein dürfe. Da sah mich der alte Jude vorsichtig prüfend an, er hob leise die Schultern und sagte: „War er e ehrlicher Mensch, Herr Inspektor? Was ist mehr: ze sein e ehrlicher Mensch oder e ehrlicher Beamter? Der Herr Tobal hat nich gewußt, soll er spielen Geige oder soll er trinken Wodka, soll er singen daitsche fromme Gesänge oder russische Lieder, soll er sich sehnen zu sein ein Preuß oder ze sein e Ruß von der Wolga. Er ist gewesen e ehrlicher Beamter und hat doch nich gehabt den Mut zu sein g a n z e ehrlicher Beamter. Warum? Weil er hat gehabt den Befehl zu sein ehrlich nich von seinem Gott sondern vom Herrn Lehrer in der Schul. Er hat nich gewußt, ob er soll glauben, daß e Gott is, oder ob er soll glauben nich. Is er also gewesen e ehrlicher Mensch? Wenn einer will sein e ehrlicher Mensch, muß er auch sein e ehrlicher Mensch immer und unter allen Umständen. Was is e ehrlicher Mensch, der vergißt die Ehrlichkeit, wenn es wird gefährlich?"

Ich wußte darauf nichts zu erwidern. Der Jude stand vom Stuhl auf, zog seine Kappe und machte eine tiefe Verbeugung vor mir, dann aber zögerte er zu gehen — vielleicht weil er meine Nachdenklichkeit erkannte. Damals zum ersten Mal empfand ich eine plötzliche Scham darüber, daß ich die Verbeugungen des alten, weißhaarigen Juden vor mir jungen Dachs bis dahin immer als etwas Selbstverständliches hingenommen und mich dabei innerlich über das demütige Getue des Juden belustigt hatte. Damals zum ersten Mal kam mir eine Ahnung davon, daß aus diesem Verhalten die tiefe Weisheit des Geknechteten sprach, der sich ohne Auflehnung der bestehenden Gewalt unterwirft, ihr gelassen schmeichelt und doch die eigene Seele nicht mit Stiefelleckerei beschmutzt.

Der alte Viehhändler sagte, und er sah dabei wie ich über den Fluß hinüber in die weite Ebene hinein:

„Er hat sein wollen anders als seine Kollegen. Die Kollegen waren, wie eben die Russen sind. Er wollte sein ehrlich, was er genennt hat ehrlich. Is er vielleicht bloß gewesen hochmütig? Wer kann sehen in die Seele des Menschen? Vielleicht wollte er sein besser als seine Kollegen. Wer waiß?"

Er stand wie unschlüssig vor mir, die Kappe in der Hand, und ein schwarzes, kleines Mützchen auf dem grauen Haar. Es war, als überlege er, ob er noch etwas sagen solle. Dann entschloß er sich, und ich hörte eine seltsame Rechtfertigung der russischen Beamtenpraxis.

„Sehen Se, Herr Beamter, Rußland is e graußes Land. Was is richtig in Moskau oder in Petersburg, muß nich sein richtig in Odessa oder in Jekaterinoslaw oder in Wladiwostok. Wärd vielleicht gemacht e Befehl in Moskau, und kommt der Befehl nach Odessa, und er is vielleicht dort e schlechter Befehl. So geht der Mensch hin und wenn er is e kleiner Mensch und es is e kleiner Befehl, so nimmt er fünf Rubel und geht zum Herrn Beamten, und der Herr Beamte sieht an den Mann und sieht an den Befehl und er sagt: es is gut, Herr, möge der Herr seiner Wege gehen. Wenn es is ein grausam graußer Befehl, so muß man vielleicht geben hundert Rubel oder fünfhundert oder vielleicht tausend, waiß ich? So sieht der Herr General oder saine Excellenz, der Herr Gouverneur den Befehl an und den Mann, und er sagt: es is gut, oder er sagt: es is zu wenig. Und so kommt alles, wie es is, in Ordnung, und die Ungerechtigkeit wird beseitigt.

Wer lebt in Armut, Herr Beamter, lebt in Armut weiterhin, aber er lebt, und wer wird auf ihn drücken? Wer will etwas von e armen Mann? Und wer is reich, der kann werden noch reicher, auch wenn man ihm wegnimmt fünfhundert Rubel oder tausend. Aber sie wollen es machen anders, und es sind viele schon wie der Herr Tobal. Sie wollen machen die Verhältnisse besser; es soll nich mehr sein Bestechlichkeit und Zeit haben und Unordnung, sondern se wollen umkehren das Schlechte in das Gute.

Und sie werden nicht achten, was das kostet, und ob der Russe dann noch wird sein e Ruß. Se werden brauchen Gewalt, und se werden gehen bis zum Knie in Blut, denn sie wollen, daß Gerechtigkeit soll sein in Rußland. Haben sie doch schon versucht, ezo ze tun im fünfer Jahr. Und was is gewesen? Blut und Tod

(nach Seite 805)

Rentier Lambert und seine Tomaten

EIN HEITERER BERICHT VON DIEDRICH REUNERT

Die Geschichte nahm in jenem Winter ihren Anfang, als die alten Herren sich im Gasthaus „Zu den drei Hasen“ nicht nur über ihrem Grog aus Apfelwein, sondern auch über ihren Gesprächen erhitzt hatten. Die alten Herren hielten es an jenem Abend für geboten, künftig ihre Frühjahrs- und Sommertage nützlicher als nur mit Spazierengehen zu verbringen.

Vor nun drei Jahren gingen sie auf die Suche nach Ackerland vor den Mauern der kleinen Stadt, um dort Gemüse und Buschobst zu bauen. Da diese Unternehmung das Ergebnis einer Art von allgemeinem Beschluß war, folgten die einzelnen Maßnahmen der verschiedenen Herren zu fast auf den Tag gleichen Terminen. Pfähle wurden um den gemieteten oder erworbenen Acker in den Boden gerammt und durch Drahtgeflecht zum hegenden Zaun verbunden. Spaten gruben sich — Stich für Stich, denn die alten Herren waren ja nicht mehr jung — ins Erdreich und, die winterlichen Ueberlegungen in die Tat umsetzend, wurden fast in jedem Garten die gleichen Anbaupläne sichtbar.

Um es genau zu sagen: es waren neun alte Herren von zwölfen, die noch entschlußkräftig genug waren, Januargespräche im März Gestalt werden zu lassen. Ihre Augen und Nasen hatten bis zu jenem Frühjahr lediglich ein kritisches Maß für die Früchte und blühenden Blumen gehabt, gewonnen bei vielen tausend Gängen an den Marktständen vorbei. Ob dies oder jenes gesät oder gepflanzt wurde, das wußten sie nicht so genau, bis sie selbst vor den umgegrabenen und geharkten Beeten standen. Denn sie waren Kaufleute gewesen oder Amtsgerichtsrat oder Beamte.

Rentier Lambert, ehemals Chef beim Katasteramt, ging der Sache mit pedantischer (er nannte es selbst: wissenschaftlicher) Genauigkeit auf den Grund. Er erwarb jedes erreichbare Buch über Gartenbau und schrieb daraus Extrakte in ein Heft, auf das er ein leuchtendes Etikette: „Terminkalender für meinen Garten“ geklebt hatte. Um nichts zu übersehen, vermerkte er rot im Abreißkalender, der neben seinem Bett hing, den also in der Frühe sein erster müder, unbebrillter Blick traf, die Tage, an denen er laut Gebrauchsanweisung zu säen und zu pflanzen hatte. Diese Tage hielt er mit der Sturheit, mit der eine Kolchose ihre obrigkeitlichen Saat- und Erntetermine befolgt, ein. Dabei waren ihm Wind und Wetter von minderer Bedeutung. Das Leben braucht seine Ordnung, hatte er immer zu seiner Frau gesagt. Seit sie ihm von seiner Seite wegstarb, verpflegte er sich im Gasthaus „Zu den drei Hasen“, eine Tatsache, die erwähnt zu werden verdient, weil sie vollends den rein ideellen Charakter der Lambertschen Gartenneugründung erhellt.

Herr Lambert hatte sich in seinem Leben daran gewöhnt, aus jedem „man kann“ ein „man soll“ zu machen. Hinweise in seiner gartenkundlichen Fachliteratur auf eine mögliche Unbill des Wetters ließ er außer Betracht. In seinem „Gartenfreund“ standen sogar die Prognosen, wann die gesäten Körner aufgehen und ans Licht drängen würden. Hielt er demnach den Saattermin nicht ein, würde auch der zweite nichts Verbindliches mehr aussagen. Herrn Lamberts Grundstück maß zwar nur dreißig Schritte in die Breite und fünfzig in die Länge, aber er zog trotzdem die Beete unter Zuhilfenahme jener Geräte, die er aus seiner Katasteramtszeit in privatem Besitz hatte. Er spießte die rotweißgestreiften Stangen in den Boden und peilte die Linien für die Beetkanten an. Es hätte nur noch gefehlt, daß er die Beetkanten und die Höhe der Furchen mit der Wasserwaage gerichtet hätte!

Die bäuerlichen Nachbarn seiner Gemüsekultur gingen schmunzelnd vorüber und riefen ihm manche, völlig unliterarische und darum nicht zur Notiz zu nehmende Ratschläge über den Zaun. Er hatte es mit der Ordnung, und das Wachstum hatte sich nach seinem Fahrplan zu richten. Der erste Sommer war allen Gartenbauern hold, denn er hatte die rechte Mischung von Regen und Sonne und Wind. Der Ertrag in allen Gärten war gut. Die alten Herren hatten ihre Mühen nicht umsonst vertan.

Im Winter fachsimpelten sie schon wie die Ahnherren der Gemüsezucht. Rentier Lam-

bert war längst auf einschlägige Zeitschriften abonniert und sprach aus der profunden Tiefe angelesener Kenntnisse. Er wußte, daß man z. B. Buschbohnen nicht gießen brauchte. Wenn man diese allerdings einige Male gegossen hatte, mußte man sie den ganzen Sommer hindurch gießen, denn dann hatten sie bereits ihre Wurzeln der Erdoberfläche zugewandt statt in die Tiefe geschickt, aus der sie sich — ungegossen sozusagen — die Feuchtigkeit holten.

In dem nämlichen Winter sprachen sie einen Wettbewerb ab: Sieger der sommerlichen Prüfung sollte sein, wer die ersten Radieschen und den letzten Kopfsalat hatte. Diesem Künstler sollten dann die andern acht ein Kistchen mit 25 Flaschen Wein schenken!

Rentier Lambert verschaffte sich Spezialliteratur und Offerten vieler Samenversandgeschäfte. Er grub an den ersten frostfreien Februartagen den Boden um, der die Wettbewerbsfrüchte tragen sollte. Manches verrichtete er sogar in den hellen Mondnächten. Ob er Antroposoph war oder ob er geheime Elexiere versenkte, wußte man nicht. Wohlausgerichtet, waren im frühen Frühjahr die Beete mit sechs verschiedenen Sorten von Radieschen und drei verschiedenen Salatarten bestückt. Hätte sich Rentier Lambert von der wachstumsfördernden Wirkung des Gesanges etwas versprochen, hätte er auch vor dem Radieschenbeet gesungen!

Das erste Grün sproß im warmen März. Noch nie hatte seine nüchterne Seele zarte Blättchen so liebreizend gefunden! Im April machte es sich, daß er sich als Gewinner der ersten Runde ganz sicher fühlte, denn er umschlich die andern Gärten und kannte sich aus. Hätten sie sich nicht gegenseitig gelobt, ihre Domänen nicht zu betreten (und nicht dicke Schlösser vor die Tore gehängt!), wäre er gar zu gern näher an die Beete herangetreten. Er schmunzelte selbstsicher.

In sein strahlendes Gesicht hagelte in der letzten Maiwoche die Einladung des Amtsgerichtsrates an die Gartenbrüder, zu ihm zu kommen. Es war ein schöner warmer Abend; ein Tisch mit neuen Hockern stand zwischen den Beeten, darauf Maßkrüge, Brot und Salz. Mit berufsgewohnter Feierlichkeit schritt der Amtsgerichtsrat voran, blieb vor dem Beet stehen, dem offensichtlich Radieschen entsprossen, bückte sich und rupfte mit vollendeter Grazilität Radieschen nach Radieschen aus, tunkte sie in eine Büchse mit Wasser, wusch sie ab und reichte sie seinen Zunftgenossen, die — außer Herrn Lambert — voll des Lobes waren.

Was nützte dessen Mühe des Gießens während des ganzen heißen Sommers? Am dritten Oktober stellte der Amtsgerichtsrat den letzten Kopfsalat auf den Tisch!

Rentier Lambert verbrannte seine gehortete Fachliteratur. Er besuchte zu Fuß, per Omnibus und zweimal sogar per Bahn bestrenommierte Gartenbauer in der Umgebung und fragte sie aus. Er notierte nun die Stimmen der Praktiker und entschloß sich, nur noch diese zu befolgen.

Wettbewerbsziel für diesen Sommer waren die ersten Erbsen und die dicksten Zwiebeln. Kein Ballett, keine Truppe der Welt waren so ausgerichtet wie Lamberts Erbsen! Da differierte der Abstand nicht um einen Millimeter. Sie wurden pünktlich auf die Stunde gegossen und vielleicht sogar heimlich gestreichelt.

Die ersten Erbsen hatte der Amtsgerichtsrat! Und süße und große noch dazu. In seinem Siegerstolz stellte er auch den Kalbsbraten dazu. Es war ein rechtes Fest.

Der Amtsgerichtsrat, der sich auf seine Düngeweise heimlich tat, hatte seit je eine gute Hand für Kakteen gehabt. Ein Greisenhaupt z. B. wallte seinen üppigen Vollbart hoch von einem Schrank, der drum seit Jahren weder abgestaubt noch benutzt werden konnte, bis zum Estrich hinab.

Seine gute Kakteenhand bezauberte auch den Garten, in dem er eigentlich — außer an den Tagen, da er ausgiebig Mist verteilte — verhältnismäßig wenig zu sehen war, wenn man Rentier Lamberts Stunden dagegen zählt. Der Amtsgerichtsrat war unbestrittene Autorität im eigenen Haus. Er hatte drum auch kein Aufmucksen geduldet, als er anordnete, notwendige Verrichtungen in persona an Ort und Stelle, d. h. also in seinem Garten vorzunehmen. Außer der Hausangestellten hatte sich also eine offenbar fruchtbare Art der direkten Frühjahrsdüngung durch die amtsgerichtsrätliche Familie eingeführt. Solche Geheimnisse aber haben außer dem materiellen noch den andern Vorteil, daß sie das Band der Familie noch enger binden.

Den ehemaligen Katasteramtsvorsteher wurmte die geringe sichtbare Gartenarbeitsleistung bei so eindeutigen Erfolgen. Sein Leben lang hatte es ihn geboßt, aus seinem Bürofenster den Amtsgerichtsrat zu beliebigen Tagesstunden heimwärts gehen zu sehen. Mochte der Amtsgerichtsrat auch heuer die erste Wettbewerbsrunde für sich entschieden haben, die zweite ließ er sich nicht nehmen. Er hatte nicht umsonst während des letzten Winters die besten Gartenbauer rundum kennen gelernt. Seinen Ehrgeiz wollte er sich schon was kosten lassen!

Derart gelang es ihm, seinen staunenden Mitgartenbauern so dicke Zwiebeln auf den Tisch zu legen, daß sogar die Zeitung Notiz davon nahm. Diesmal wurden die 25 Flaschen Wein zwischen dem Amtsgerichtsrat und dem Rentier Lambert geteilt.

Im dritten, also letzten Jahr, waren die ersten, die dicksten und die letzten Tomaten zum erstrebenswerten Ziel gesetzt.

Rentier Lambert bestellte beim Glaser ein Mistbeet. Er schichtete darin nach einem geheimen Rezept Mist verschiedener Provenienz. In Blumentöpfen zog er mit den letzten Winter- und den ersten Frühjahrtagen selbst die Pflänzchen.

Aber es schien ihm dennoch nicht das richtige Tempo in der Sache, als er beim Gartenarchitekten Bernhardt in Billingshausen feststellte, daß dessen Tomaten schon an den Stöcken erheblich groß waren, derweil seine Produkte noch ziemlich mickrig zu bemitleiden waren. Diese Feststellung traf er am letzten Maitag. Drei Wochen später hielt es ihn nicht mehr: er fuhr wieder zu Bernhardt hinaus. Da setzten bereits die Tomaten winzige Früchte an. Nach langem Bereden und der Beteuerung, daß es sich nur um einen Versuch handle, bekam er sechs der fortgeschrittensten Stöcke, die in einen Karton mit Erde dazu verpackt wurden. Rentier Lambert hielt im Omnibus den Karton, als ob Meißner Porzellan darin sei. Er senkte die bernhardtschen Stöcke noch in der Nacht neben seine zurückgebliebenen. Die Stöcke behielten ihr Laub, das sogar prächtig gedieh, aber die angesetzten Früchte fielen ab. Eine Weile später mußte er bei dem Gartenarchitekten konstatieren, daß dessen Tomaten schon hübsche kleine Bälle waren. Zwar war seine eigene Frucht dem Wuchs und der Menge nach wohlgeraten, aber sie lag hinter den Frühreifen des Herrn Bernhardt.

Herrn Lambert biß und kratzte der Wurm des Ehrgeizes, den er sein Leben lang so wacker mit Füßen getreten hatte. Dies ist das Faktum: am dritten Junisonntag präsentierte er — seltsamerweise — genau neun rote saftige Tomaten. Und das war sehr früh für auf Freiland gezogene Tomaten in dieser Gegend. Der Erfolg war verblüffend. Die Mitgartenbauer standen um den Zaun und sahen unter den laubreichen sechs Stöcken halbverdeckt viele bald reife Tomaten.

Mitte Juli stellte Rentier Lambert einen Korb voll sehr dicker Tomaten in den Kreis der Bewunderer. Es waren ungewöhnlich dicke, leuchtende Tomaten. Eine Spitzenleistung der Gartenbaukunst. Der Amtsgerichtsrat, der in der hellen Sommernacht am lambertschen Zaun entlang heimwärts ging, war ein bißchen erstaunt, im Laub immer noch eine pralle Ernte hängen zu sehen. Nächsten Morgen wollte er im Sonnenlicht prüfen, ob es ein Irrtum war. Als er, noch vor dem Frühstück, nachschaute, waren sie schon gepflückt.

Der Sommer verging wie jeder andre. Tomaten wurden reif und wurden gegessen. Als man sie schon vergessen hatte, legte Rentier Lambert — seltsamerweise — genau neun letzte Tomaten vor die Kollegen hin. Er hatte sie besiegt, dreimal besiegt. Und das, obzwar sie alle — ihren ganzen Fleiß darauf konzentrierend — sehr frühe, sehr dicke und sehr späte Tomaten hatten, Produkte, denen sogar die Bauern Achtung zollten.

Als der Amtsgerichtsrat heimwärts ging, richtete er seine Taschenlampe über den Zaun auf die abgeernteten Stöcke. Da leuchtete immer noch eine Tomate! Wirklich erstaunlich. Ja, und da noch eine und noch eine. Neun Tomaten hingen an sechs Stöcken. Er hätte nicht alter Amtsgerichtsrat sein müssen, um argwöhnlich zu werden. Er sah und horchte sich um und dann kletterte er, natürlich ein bißchen steif, über den Zaun. Auf Strümpfen und bemüht, möglichst wenig Spuren zu hinterlassen, ging er ans Wunderbeet. Ja, da hingen, ein bißchen verdeckt, neun Tomaten! Er langte hin und fand, daß sie sehr hart waren, und als er genauer zufaßte, stellte er fest, daß sie a) steinhart, b) sehr schwer und c) an Drähten gewachsen waren. Er vergaß die Heimlichkeit seines Einstiegs und lachte laut auf. Er überlegte einen Augenblick, dann zückte er den Kopierstift, leckte daran und schrieb auf jede der Tomaten in seiner charakteristischen Schrift die Namen der neun Gartenbauer auf die neun ewigen Tomaten. Dann kletterte er wieder über den Zaun und marschierte in sein Bett.

Vorm Frühstück warf er einen neugierigen Blick in den lambertschen Garten: die Tomaten-Atrappen waren verschwunden.

Der Amtsgerichtsrat schmälerte den Ruhm des Rentiers nicht durch Preisgabe des Betruges. Beim nächsten Zusammentreffen fragte er nur Herrn Lambert, wo er Zwiebeln und Tomaten zu kaufen empfähle. Errötend antwortete der Rentier und nannte seine Wachstumsquelle.

Rentier Lambert bekam im folgenden Winter einen solchen Rheumatismus, daß er künftig für keine Gartenarbeit mehr tauglich war.

*

Der Amtsgerichtsrat war übrigens alter Kunde beim Gartenarchitekten Bernhardt.

ZEITBRIEF AUS DEUTSCHLAND:

WENN ZWEI DASSELBE TUN ...

VON PROF. HERBERT FREUDENTHAL

In letzter Zeit hat sich, nicht nur in Deutschland, die Kritik an dem „Nürnberger Recht" vermehrt und verschärft.

Schon der erste „Kriegsverbrecher"-Prozeß warf vor allem drei Grundfragen auf: 1. Kann die fundamentale Voraussetzung einer Anklageerhebung: „Nullum crimen sine lege — nulla poena sine lege" im Völkerrecht außer Kraft gesetzt und so ein wenn auch moralisch verfehmter, bisher jedoch weder nach internationaler Satzung, noch Gewohnheit, noch Tendenz unter Strafe fallender „Angreifer" vor ein Gericht gestellt werden? 2. Ist ein solches rückwirkendes Strafrecht auf natürliche Personen, insbesondere Privatpersonen anwendbar, die gutgläubig oder nur gehorsam Weisungen ihrer Regierung befolgt haben? 3. Bleibt eine objektive Urteilsfindung gewährleistet, wenn der Gerichtshof für den Besiegten ausschließlich aus Angehörigen der Siegerstaaten zusammengesetzt ist?

Der letzte Internationale Strafrechtskongreß „des juristischen Gewissens" (die „Basler Nachrichten" sprachen vom „Kongreß des schlechten Gewissens") befaßte sich zum großen Teil mit dieser Problematik und versuchte sowohl eine nachträgliche Begründung wie eine vorbeugende neue Rechtsschöpfung für die Zukunft. Seine Auslassungen vertieften die Bedenken gegen die prozessualen Grundlagen von Nürnberg, und Juristen und Journalisten der Siegermächte schlossen sich den erhobenen Einwänden an. Vor allem wurde von den Generälen die Verurteilung ihrer Berufsgenossen mißbilligt; Eisenhower beispielweise wollte, „verwundert, daß man es so leicht fand, einen Soldaten abzuurteilen", die Verantwortlichkeit der Wehrmacht als „Spezialproblem" behandelt wissen, und das Organ der US-Army und -Navy prophezeite, daß in Zukunft Kriege noch härter geführt werden würden, da die Generäle fürderhin auch um ihren höchsteigenen Hals zu kämpfen hätten.

Die späteren Nürnberger Prozesse haben die Kritik bedeutend erweitert und dabei u. a. in den Vorwürfen des württembergischen Landesbischofs Dr. Wurm auch die Kirche auf den Plan gerufen. So sind besonders in jüngster Zeit nach dem Urteilspruch im Krupp- und IG-Farbenprozeß schwerwiegende Rechtsverstöße bemängelt worden: die zweifelhafte Zuständigkeit des amerikanischen Militärgerichts, der Schauprozeßcharakter dieser Verfahren, mit denen man offenbar nur die wirtschaftliche Konkurrenz treffen wolle, die Erschwerung der Verteidigung durch Vorenthaltung des Beweismaterials, die Verhaftung von Anwälten in entscheidenden Augenblicken, die Beeinflussung der Zeugen durch Einschüchterung und Drohung usw.

Vor allem aber wird darauf hingewiesen, daß die entlastende Geltendmachung gleichartigen Verhaltens auf der Siegerseite nicht zugelassen worden wäre. Und damit wollen wir uns heute befassen — nicht in formaljuristischer Beziehung, sondern im Sinne des gesunden Menschenverstandes der deutschen öffentlichen Meinung, mit dem Kehrreim des einfachen Mannes auf der Straße nach Erörterungen über die Schwerpunkte unserer Not: „Ist das denn kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit?!"

Selbstverständlich wird kein Verbrechen entschuldbar durch den Hinweis, daß andere es auch begangen haben und straflos blieben; das verdunkelt die eigene Verantwortung, verbaut eine innere Einkehr und verschließt die Bereitschaft zu Buße und Sühne. Aber der Glaube an die Gerechtigkeit wird von Grund auf erschüttert, wenn sie nur den im Streit Unterlegenen anklagt und den Gewinner ungeschoren läßt. Ja, eine solche Ungleichheit vor dem juristischen oder moralischen Gesetz führt zum Umsturz der Rechtsordnung überhaupt, wenn der nicht belangte Uebertreter sich zugleich zum Richter des anderen aufwirft. Ihm fehlt die sittliche Qualifikation. Es wird Schindluder mit dem Recht getrieben, und das Strafurteil schafft verstockte Märtyrer statt reuiger Sünder.

Diese Binsenweisheit ziviler Rechtspflege gilt auch und besonders im Völkerrecht, gerade weil hier eine wesentliche Grundlage fehlt: die mit Rechtstiteln und Machtmitteln ausgestattete unparteiliche oberste Instanz. Da es dem Wesen des souveränen Staates entspricht, seine politischen Ziele grundsätzlich ohne Rücksicht auf die anderen verwirklichen zu können, besteht im internationalen Bereich

nicht die Möglichkeit, begründete Ansprüche und Beschwerden im Rechtsweg durchzusetzen. Der einzelne darf in seiner privaten Sphäre nicht zum Faustrecht zurückkehren; für die Völker hingegen ist der Krieg als letztes Mittel, sich zu behaupten, trotz Völkerbund und Uno legalisiert. Und Kriege sind bislang noch immer auf beiden Seiten begründet worden mit dem Gegner verweigerter oder beschränkter Selbstbehauptung, so daß die juristischen Voraussetzungen für einen Streit zwischen Völkern wesentlich unsicherer sind als zwischen Privatpersonen.

Um so fragwürdiger sind völkerrechtliche Gerichtsverfahren, die Verantwortlichkeiten für Ausbruch und Durchführung von Kriegen zum Gegenstand haben, und um so schwankender wird die Rechtsgrundlage, wenn nicht überall nach gleichem Maß gemessen wird.

Die den Deutschen vorgeworfenen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit" mögen untersucht werden: Ob sie in dem behaupteten Umfange geschehen sind, ob sie wissentlich und willentlich begangen wurden oder in der Zwangsverkettung besonderer Umstände, ob sie Kriegsmaßnahmen in Standrecht und Notwehr waren oder Untaten in der Freiheit der Entscheidung, ob sie einzelpersönliche Verfehlungen darstellen oder einem ganzen Volke zur Last gelegt werden können, usw. Sie werden an sich nicht kleiner und finden weder eine äußere noch eine innere Rechtfertigung vor der Geschichte dadurch, daß andere es nicht besser machten. Aber wir haben allen Grund, nach jener Qualifikation unserer Richter zu fragen: damit wird nicht ihre persönliche Integrität angezweifelt, vielmehr die Haltung der Staatsführung in Krieg und Frieden, in deren Auftrag sie zu Gericht sitzen, und die Weltmoral, der sie dienen wollen. Nicht um uns reinzuwaschen, sondern um diese Weltmoral nicht im gleichen Augenblick korrumpieren zu lassen, wo sie aufgerufen wird, haben wir die Belastung auch der anderen anzuprangern. Wir schaffen sonst Präzedenzfälle des Stillschweigens und verhindern den proklamierten gründlichen Kehraus von Gewalttaten unter Völkern.

Es ist eine umfangreiche Liste, die wir als Kläger dem Welttribunal einzureichen hätten; wir wollen uns hier auf die Hauptverbrechen beschränken und verzichten z. B. auf den Hinweis, daß drei Jahre nach Kriegsende immer noch kein Friede geschlossen ist, daß wir im geviertelten Zonendeutschland keine Regierung haben, die einen solchen Vertrag unterzeichnen könnte, daß wir ohne Besatzungsstatut einer Militärdiktatur unterworfen sind; wir verzichten auf die Anführung der Demontagen, des Patentraubs, der sonstigen Entnahmen aus Rohstoffschätzen und laufender Produktion, der fraglichen Reparationsrechnung überhaupt. Wir halten uns nur an drei Vorgänge, die über die Erörterung der juristischen Fachleute hinaus dem gesamten Volke jederzeit unmittelbar gegenwärtig sind als gräßliche Narben im Erscheinungsbilde der Heimat und schwärende Wunden seines Herzens.

Das erste Verbrechen unserer Richter gegen die Menschlichkeit ist der unbeschränkte Bombenkrieg gegen Greise, Frauen und Kinder mit den Husarenritten der Tiefflieger auf Menschen, die friedlich ihrer Arbeit nachgingen, Bauern auf dem Felde, Reisende in der Eisenbahn, Flüchtlinge im Brandschutt ihrer Heimstätten. Es geht nicht nur um die erschütternde statistische Endbilanz von zwei Millionen Toten, das heißt: Verbrannten, Erstickten, Zerfetzten, Verschütteten, und 400 Millionen Kubikmeter Steinwüste. Es geht um das Grauen von abertausend apokalyptischen Szenen, die, zumeist ohne einen Chronisten gefunden zu haben, mit dem Getöse entfesselter Naturgewalten, Bildern unsagbaren Entsetzens und qualvollem Einzelleid in die Sage des deutschen Volkes eingegangen sind. Frontsoldaten, die auf Urlaub eine solche Schreckensnacht in Hamburg, in Köln, in Dresden, in Berlin oder sonstwo am eigenen Leibe erfuhren, bekannten, es sei infernalischer gewesen als Stalingrad, und wie ein spätes Echo wiederholt sich in den Zeitungen die Nachricht, daß immer noch Kinder hier und dort beim Spielen in den Trümmern von Blindgängern zerrissen werden. Dies barbarische Ausrottungsverfahren aber gipfelte erst nach der Kapitulation Deutschlands in dem Untergang von Hiroshima. Und wenn deutsche Aerzte gehenkt wurden, weil sie gefährliche Versuche von zweifelhaftem Ausgang an lebenden Menschen vornahmen, was soll man dann von der amerikanischen Aerztekommission sagen, die an den Ueberlebenden von Hiroshima, den „Meerschweinchen des Atomkrieges", die biologische Auswirkung radioaktiver Strahlen studierten? Haarausfall, Blutstörungen, Erschöpfungskrisen, Krebsymptome und Sterilisation kennzeichnen die „Maske von Hiroshima", und mit Mißgeburten und der Aenderung verdeckter Erbanlagen zeugt sich das Unheil in zukünftigen Generationen fort. Mit Einrechnung der 100 000 Toten auf einen Schlag wahrhaftig das größte Experiment am lebendigen menschlichen Objekt!

Das zweite Verbrechen gegen Menschlichkeit und Völkerrecht ist die Zurückhaltung un-

ſerer Kriegsgefangenen als Sklaven des Wiederaufbaus, als zwangsbewirtſchaftete Menſchen in fremden Produktionsprozeſſen. Grundſätzlich ſind daran alle Siegermächte beteiligt, auch die Amerikaner, die ihre Kriegsgefangenen an Frankreich auslieferten. Inzwiſchen ſind die engliſchen zurückgekommen, die franzöſiſchen z. T. auf freiwillige Dienſtverpflichtung umgeſtellt; auch ſonſt ſind Erleichterungen eingetreten, Selbſtverſtändlichkeiten, die wir vom Alpdruck der gegenwärtigen Not Verſchüchterten ſchon als außerordentliche Gnadenbeweiſe hinzunehmen geneigt ſind. Aber geblieben iſt das dumpfe Schickſal der Kriegsgefangenen hinter dem Eiſernen Vorhang ohne Beiſpiel und Ausblick. Wiederum iſt es nicht nur die Millionenzahl der Soldaten hinter Stacheldraht, was dieſe Rechtswidrigkeit erſtmalig macht. Es iſt vor allem der Umſtand, daß Menſchen, die nur ihrer vaterländiſchen Pflicht genügten, ſich nach ſechs Jahren Krieg als Beutematerial wiederfanden und inzwiſchen zum großen Teil als „Vermißte" irgendwo einſam verlöſchten — namenloſe Nummern in der Buchführung der Arbeitsbilanz von Afrika bis zum Eismeer, in Fabrik und Steinbruch, von der Fremdenlegion bis zum Strafbataillon. Ab und an taucht die Praxis dieſer Menſchenknechtung ans Licht, wenn ein Rückkehrertransport aus dem Oſten ausgemergelt und zerlumpt die Heimat ſucht; der vierte Teil muß vorerſt ins Krankenhaus, und die übrigen tragen vielfach das Stigma aſiatiſcher Seuchen. Es iſt zum mindeſten eine Gedankenloſigkeit, dies Maſſenlos deutſcher Männer in der Blüte der Jahre, denen ſich auch noch viele Frauen zugeſellen nach Vorausſetzung, Umfang und Art mit den ehemaligen Daſeinsbedingungen der ſogenannten „verſchleppten Perſonen" zu vergleichen, die während des Krieges in den deutſchen Arbeitsprozeß eingegliedert waren. Dieſe wollen zudem meiſtens überhaupt nicht wieder in ihre Heimat zurück und bilden in Deutſchland eine Landplage, mit der ſich ſtändig Polizei und Gerichte zu befaſſen haben.

Das dritte Verbrechen der Siegermächte gegen die Menſchlichkeit iſt die Vertreibung der Oſt- und Volksdeutſchen. Wiederum trifft dieſes Schickſal viele Millionen, mehr als manche Völker, die heute über unſere Zukunft mitreden, überhaupt Menſchen in ihrem Lebensraum beherbergen, und es iſt auch hier nicht das zählbare Ausmaß allein, das dieſe Ausweiſung zu einer deutſchen Kataſtrophe macht. Die Geſchichte kennt wohl Landabtretungen bis zur völligen Vereinnahmung ſouveräner Staaten, die einen Krieg verloren; aber wir ſuchen vergeblich nach Parallelen, wo der fünfte Teil eines großen Volkes aus angeſtammtem Boden entwurzelt und über eine willkürlich gezogene Grenze gejagt wird. Wir ſuchen vergeblich nach Vorgängen für dieſen Raub des Volksvermögens an Heim und Habe, nach ähnlichen Ueberlieferungen eines unermeßlichen Einzelleids von Geſchlagenen, Vergewaltigten, vielfältig Gequälten. Als Flüchtlinge drängen ſie ſich im Reſtvaterland um Dach und Beruf. Ein ausgedehnter Suchdienſt iſt beſtrebt, zerſprengte Familien wieder zuſammenzuflicken, und dabei wird allmählich die Mutmaßung Gewißheit, daß wiederum Millionen unterwegs verkamen. „War es erlaubt, 12 Millionen Menſchen von Haus und Hof zu vertreiben und der Verelendung preiszugeben?" fragt Papſt Pius XII. in ſeinem Brief an die deutſchen Biſchöfe; erſt dieſer Tage hat ein amerikaniſches Kongreßmitglied nach einer Deutſchlandreiſe von „grauenhaften Scheußlichkeiten" dieſer Maſſenaustreibung geſprochen, und der Kölner Kardinal Frings ſchließt ſeinen Proteſt — der als Einzelbeiſpiel anführt, daß in Königsberg von 100 000 Deutſchen 75 000 in Hunger und Elend geſtorben ſeien —, mit der Anklage: „Die Welt weiß das genau; aber ſie ſchweigt dazu."

Wenn aber die Welt ſchweigt, haben wir um ſo mehr Urſache zu reden. Denn auch an einen rechtloſen Zuſtand kann man ſich gewöhnen, wenn niemand mehr Einſpruch erhebt, und wie in Deutſchland die Polen jede reviſioniſtiſche Politik gegen die Oder-Neiße-Grenzziehung verbieten möchten, ſo könnte uns eines Tages auch unterſagt werden, jene Verbrechen gegen die Menſchlichkeit als Unrecht zu bezeichnen. Zudem ſchweigt die Welt nicht nur von dieſen Vorgängen; ſie übertönt ſie durch Lobpreiſungen eines Goldenen Zeitalters. Es wäre offen und ehrlich, jene Rechtswidrigkeiten darzuſtellen als Vergeltung Auge um Auge und Zahn um Zahn, als Machtſpruch aus dem Recht des Stärkeren. Aber ſie werden ſcheinheilig abgeſtellt in der Rumpelkammer einer neuen Humanität, zu der die Sieger uns befreiten. Nachdem ſie die Diktatur eines Despoten gebrochen hätten, geſchehe nunmehr alles im Namen der Menſchlichkeit, der Gerechtigkeit, der Demokratie, ſagen ſie, erklären aber zugleich in bezug auf das Dritte Reich, daß wer zu einem Unrecht ſchweigt, mitſchuldig wird.

Wir aber wollen nicht aufs neue ſchuldig werden.

(abgeſchloſſen: 15. 8. 1948).

Diesmal brauchen wir alle...

VON DIEDRICH REUNERT

Wenn ich abends um Viertel nach Sechs zur Post gehe, um zu fragen, ob mit dem Bus Briefe oder Zeitungen für mich kamen, grüßen die alte Frau Weber und ich uns nur flüchtig. Auf dem Rückweg sitzt sie an diesen Sommerabenden wie vorher auf dem Holzstapel, der vor ihrem Haus geschichtet ist, und sieht auf die Dorfstraße, auf der die Fuhrwerke reich beladen nachhaus fahren. Bis vor wenigen Jahren war sie bei jeder Ernte dabei gewesen, denn sie kannte alle Krankheiten nur vom Erzählen der anderen. Sie hat ein gegerbtes Gesicht, von Runzeln schraffiert wie die Bergrücken auf einer Landkarte. Es tut gut, sich mit ihr zu unterhalten. Wenn sie auch in ihrem langen Leben nicht einen einzigen Schritt über die Gemarkung des Dorfes hinaus tat, haben sie doch ihre 89 Jahre weise gemacht. Sie hat ein klares, genau sortiertes Gedächtnis, in dem sie nicht nur registrierte, was war; sie nimmt immer noch jeden neuen Eindruck auf und rückt ihn an den Platz, der ihm in ihrem ganz exakten, aus dem Leben mit der Natur gewonnenen Weltbild zukommt.

Heute abend lag auf ihrem Gesicht ein Glanz, der wie von innen her ihre Augen zu erleuchten schien. Ich setzte mich zu ihr und hörte, daß sie einen Brief von ihrem Sohn aus New Jersey bekommen hatte, in dem er sie bat, ihm nicht mehr zu schreiben, da er sich vorbereite, herzureisen, um im August zu ihrem 90sten Geburtstag bei ihr zu sein.

Die alte Frau Weber hat drei Kriege erlebt. Im ersten war der Vater Soldat, im zweiten der Mann, im dritten die Söhne, außer dem, der in den Staaten lebt. Sie hat vier Söhne und drei Töchter, und als der Mann fiel, übernahm sie die Wirtschaft allein. Es war nicht leicht, die Töchter auszusteuern und die Söhne lernen zu lassen, denn Zeiten ohne Sorgen gekannt zu haben, erinnert sie sich nicht, und sie hat ein gutes Gedächtnis. Der Sohn, der in den Staaten lebt, ist Schmied. Erst in der Stadt, und als dort in der Mitte der zwanziger Jahre die ersten Arbeitslosen heimgeschickt wurden, kam er ins Dorf zurück und arbeitete beim Dorfschmied. Aber mit den fallenden Preisen für ihre Erzeugnisse entdeckten die Bauern, daß sie Vieles selbst richten konnten. Der Schmied brauchte bald keinen Gesellen mehr.

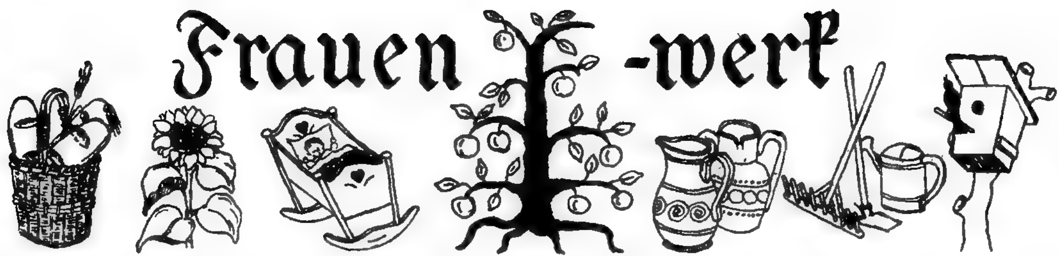
Damals, erzählt Frau Weber, hatte das Dorf 722 Seelen. In den Jahren 28/29 gingen 42 Söhne und Töchter in die Staaten, 3 nach Frankreich, 1 nach England, 2 nach Holland. (Der Postbote merkt es genau an den Paketen, die er auszutragen hat, denn die draußen vergaßen ihre Leute im Dorf am Ende der Welt nicht).

Es wäre nach jedem der drei Kriege so gewesen, daß die jungen Leute und gerade hier im Dorf oft die besten und unternehmungslustigsten keine Zukunftschancen im Lande mehr gesehen hätten und darum die Koffer gepackt hätten. Vielleicht sei das damals gut und schön gewesen, meint sie, aber sie fürchtet heuer, daß es nach allem, was sie so hört, wieder so werden könnte, wenn einmal die Tore nach draußen geöffnet werden. „Diesmal", sagt sie und klopft energisch mit ihrem Holzstock gegen die Holzstämme, „diesmal brauchen wir sie alle. Alle hier im Dorf!" Und sie begann, um ihrer Meinung Ueberzeugungskraft zu geben, alle Häuser abzugehen: da war einer gefallen und dort und dort; da einer so verwundet, daß er nicht recht mehr mittun konnte; und da und da und da sind sie noch in Rußland. „Diesmal brauchen wir sie alle selbst."

Ihr Sohn, der in Wiesbaden Kellner ist, hat dem Bruder geschrieben, ob er ihn nicht nach drüben holen kann. Sie will es ihrem liebsten Sohn verbieten, wenn er kommt, auch nur einen Finger dafür zu rühren. „Ich weiß", sagt sie, „es kommen böse, böse Zeiten. Das war nach jedem Krieg so. Sogar nach dem kleinen Siebziger Krieg. Aber je mehr Hände da sind, junge Hände, den Pflug zu führen, um so eher werden wir uns durchackern. Keinen Sohn können wir exportieren. Die Taugenichtse dürfen wir nicht raus lassen, damit die Meinung über uns in der Welt nicht noch schlechter wird. Ja, und die Guten? Die brauchen wir selbst."

Was die alte Frau Weber sagt, ist, wenn man's bedenkt, immer richtig. Sie sieht die ganze Welt von ihrem Dorf aus. Wenn das Leben in ihrem Dorf wieder im Lot ist, ist auch die große Welt im Lot. Denkt sie.

Wer will bestreiten, daß die alte Frau Weber recht hat? Sie hat drei Kriege miterlebt, und sie ist unter Arbeit und Sorgen weise geworden.



Von verschiedenen Seiten aus unserem Leserkreise ist man an uns mit der Bitte herangetreten, ab und zu auch ein Märchen zu bringen, das sich zum Vorlesen oder auch zum Nacherzählen für die Kinder eignet. Wir kommen heute diesem Ersuchen nach und bieten ein Märchen, das einmal auch einen neuen Stoff behandelt und deshalb von den älteren Kindern, denen die altbekannten Märchenerzählungen schon vertraut sind, wohl besonders beifällig aufgenommen wird. Es soll sie zum Nachdenken anregen und ihnen gewisse Richtlinien für ihre Kinderwelt mitgeben.

Die Wunderbrille

VON M. ROSENHEIMER

In einem großen verwilderten Garten stand ein kleines Haus, dem man schon von außen ansah, daß es schon viele, viele Jahre alt war. Es war des Pfarrers Haus, das immer wieder vom Vater auf den Sohn übergegangen war. Der Pfarrer hatte nur einen kleinen Sohn. Er hieß Ulrich. Seit zwei Jahren ging er in die Schule. Einer seiner Mitschüler, Horst, hatte den gleichen Weg dahin und so gingen sie täglich zusammen. Nach der Schule kam Horst oft mit Ulrich in dessen Elternhaus, um im Garten mit ihm bis zum Abend zu spielen. Da konnte man sich so schön verstecken hinter den alten Bäumen und Sträuchern und auf die Bäume klettern. Was gab es nicht alles für schöne Spiele in dem alten Garten! Eines Tages — es war wieder einmal nach der Schule auf dem Heimweg, — als Ulrich seinem Freunde ganz geheimnisvoll erzählte, daß er im Hause seiner Eltern, ganz oben in der Dachstube, eine Truhe entdeckt habe, wo viele alte Sachen wären, die sie gut zum spielen gebrauchen könnten. Heute nachmittag wollten sie sie mal näher besichtigen. Horst war sofort einverstanden und in Gedanken daran schritten sie rascher aus. Zuhause angekommen, nahmen sie sich kaum Zeit, ihre Vesper einzunehmen, als sie auch schon in die Dachkammer stiegen. Und wirklich, da war eine ganz verstaubte, alte, bunt bemalte Truhe, die sehr geheimnisvoll aussah. Ulrich wußte wohl, daß es der Mutter nicht recht sein würde, wenn er alles durcheinander brachte, und drum zögerte er ein Weilchen. Aber die Neugierde siegte dann doch und so nahmen sie ein Stück nach dem anderen heraus und bestaunten jedes mit lautem „Ah" und „Oh". Da waren Peitschen und alte Kostüme, Hüte und Bänder, und als sie gerade daran waren, ein buntes Halstuch heraus zu nehmen, fiel mit leisem Klirren etwas zu Boden. Ulrich bückte sich rasch und hob das kleine Ding auf. Es war eine alte, klapprige Stahlbrille. Horst hatte inzwischen ein Kästchen entdeckt, in welchem alte, schöne Münzen lagen. Er war damit so beschäftigt, daß er Ulrich gar nicht beachtete. Ulrich nahm nun die Brille, die er gefunden hatte, und setzte sie voller Uebermut auf die Nase. „Jetzt sehe ich gerade so aus wie unser Lehrer", sagte er und lachte. Horst war immer noch in den Anblick der schönen Münzen vertieft. Ulrich sah zu seinem Freunde hin, damit dieser ihn „als Lehrer" auch genügend bewundern könne. Da sah Ulrich durch die Brille etwas, was ihn tief erschreckte. Horst hatte einen habgierigen Ausdruck im Gesicht, er griff nach einer Münze und er machte eine Bewegung, als ob er sie heimlich in die Tasche stecken wollte. Ulrich war so erstaunt, daß er die Brille abnahm und den kleinen Freund betroffen ansah. Dieser aber sah ihn jetzt lächelnd an, klappte das Kästchen zu und stellte

es weg. Ulrich wußte nicht, was er denken sollte, die Lust zum Kramen war ihm vergangen, er warf alles in die Truhe zurück, nur die Brille steckte er in die Tasche. Als der Freund gegangen war, und Ulrich mit seinen Eltern bei Tisch saß, da fragte Ulrich seine Mutter, ob er die Brille, die er oben in der Truhe gefunden habe, behalten dürfe. Die Mutter drohte ihm lächelnd mit dem Finger, ob denn der Garten zum Spielen nicht groß genug wäre, warum er denn immer wieder das ganze Haus auf den Kopf stelle. „Na ja", sagte sie, da du sie schon einmal hast, magst du sie behalten. „Im übrigen", fuhr sie fort, „ist diese Brille noch von Großvater her. Er warnte uns Kinder immer, wenn er sie aufsetzte und behauptete, man könne durch sie immer die Wahrheit sehen. Deshalb nannte er sie ‚die Wunderbrille.'" Sogleich dachte da Ulrich an seinen Freund, jedoch er sagte nichts. Aber bald wieder hatte er ein seltsames Erlebnis mit seiner Brille. Es war in der Schule. Die Klasse hatte gerade Pause. Die Schüler aßen ihre Butterbrote, lachten und lärmten im Schulzimmer. Der Lehrer war hinausgegangen und die Schüler waren allein geblieben. Ulrich, immer aufgelegt zu Späßen, lief zum Pult des Lehrers vor, ahmte dessen Miene nach, griff zum Stock und schrie aus Leibeskräften unter die Kameraden: „Ruhe, ihr Jungens! Könnt ihr denn nichts anderes als lärmen und schwätzen?" Einen Augenblick trat Stille ein und alle blickten auf den Kameraden, der den Ton des Lehrers so gut nachzuahmen verstand. Sie hatten ihren Spaß daran und warteten, was Ulrich noch Lustiges daher bringen würde. Dieser wandte sich nun an einen ärmlich gekleideten Jungen, der selbstvergessen auf seinen Nachbar guckte, welcher gerade ein dick belegtes Butterbrot aß. „He da", schrie Ulrich mit lauter Stimme, damit es die ganze Klasse hören konnte, „ja dich mit deinem zusammengeflickten Anzug meine ich. Guck nicht so gefräßig auf das Butterbrot deines Nachbarn!" Alle Kinder lachten laut auf vor Freude über diesen Witz. Auch der Kleine, der gemeint war, lachte mit, wenn auch ein bißchen verlegen. Ulrich, aufgestachelt durch die Fröhlichkeit seiner Kameraden, wollte nun noch mehr sagen und um den Spaß noch zu erhöhen, zog er die Brille aus der Tasche, klemmte sie auf seine Nase und sah übermütig zu dem armen Jungen hin. Aber als er durch die Brille schaute, da verwandelte sich das Gesicht des armen Kameraden ganz eigentümlich. Tiefe Trauer sprach aus seinem gequälten Gesicht und heiße Tränen rannen ihm aus den Augen. Ulrich durchzuckte große Bestürzung. Er erkannte blitzartig, daß er dem armen Buben sehr weh getan hatte. Vielleicht hatte er Hunger und er, Ulrich, machte ihn noch lächerlich vor allen Kameraden und aufmerksam auf seine Armut. Er war so erschrocken über seine eigenen Gedanken und über das traurige Gesicht seines Mitschülers, das naß von Tränen war, daß er rasch seine Brille abnahm und plötzlich verstummte. Er beobachtete den Armen unverwandt, — aber — merkwürdig — der hatte nun ein kleines Lächeln auf den Lippen und von Tränen sah Ulrich überhaupt nichts mehr. Aber es wollte ihm scheinen, als ob der arme Junge sein wahres Empfinden hinter dem Lächeln verstecken wollte. Betroffen kehrte Ulrich auf seinen Platz zurück. Der Appetit war ihm vergangen und als der Lehrer jetzt wieder eintrat, blieb er die ganze Stunde zerstreut und nachdenklich. Als die Schule aus war und die Kinder nachhause gingen, lief Ulrich dem armen Jungen nach und rief ihm zu: „Höre, du, was war alles nur Spaß was ich da in der Schule gesagt habe." Der andere nickte nur mit dem Kopf und sah traurig vor sich hin. „Willst du mein Brot haben?" fragte nun Ulrich, kramte eifrig in seiner Schulmappe, und hielt es mit einem bittenden Blick seinem Kameraden hin. „Nein, danke", sagte der Junge „ich habe keinen Hunger." Aber Ulrich ließ sich nicht mehr täuschen. „Weißt du," sagte er, „du würdest mir wirklich einen großen Gefallen tun, es zu nehmen, denn meine Mutter ist immer böse, wenn ich das Pausenbrot wieder mit heim bringe. Komm, nimm es, ich bitte dich darum!" Nun nahm es der Junge, vielleicht ein bißchen zu hastig dafür; da er doch keinen Hunger haben wollte. Und als Ulrich sich nun verabschiedete, sah aus den Augen des kleinen Kameraden so viel offene Liebe und Dankbarkeit, daß er tief beschämt war. Er nahm sich vor, nun jeden Tag sein Brot mit ihm zu teilen.

(nach Seite 802)

Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachsen und wachsen... Innerlich geht durch diese Dichtung dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen.

Gebrüder Grimm.



Mutter und Kind. R. Warnecke

Dies Bild ist dem neuen Kunstkalender „Jahresbote vom Dürer-Haus 1949", dem Holzschnittkalender von Rudolf Warnecke, entnommen. Der Kalender vereint in 31 Blättern Motive deutscher Landschaft und deutschen Lebens.

Theodor Storm und Doris Jensen

VON UDO WOLTER

Auch Theodor Storm, der Dichter der Stille und der kleinen Welt, entging nicht seinem Dichterschicksal. Ein sehr großer Teil seines Schaffens wurde beeinflußt durch Doris Jensen, die Vielgeliebte, die den Sturm der Leidenschaft in die junge Ehe Storms trug und die das erschütternde Schicksal einer liebenden Frau durch Verlassenheit und Einsamkeit dennoch seinem versöhnlichen und leuchtenden Ziel entgegenführte.

G. Amroth in „Theodor Storm".

„Konstanze!"

Konstanze Esmarch kam langsam durch den Garten, der sich dem großen, vornehmen Patrizierhause in der Hohlen Gasse zu Husum anschloß. Ihr helles, blondes Haar leuchtete unter dem Schatten des hohen Ahornbaumes, dessen Krone sich bis über das Dach des Hauses erstreckte, in dem der in Husum sehr angesehene und bekannte Rechtsanwalt Storm wohnte.

Theodor Storm, der soeben mit dem Vater eine Unterredung gehabt hatte, sah dem Mädchen entgegen.

Er nahm sie empor, er trug sie auf den Armen die schmale Treppe hinauf.

„Vater hat soeben die Einwilligung zu unserer Heirat gegeben!" Er spürte das glückliche Gesicht des Mädchens dicht an dem seinen; in ihm stieg eine schwache Verwunderung hoch. Er liebte sie doch, sie kannten sich doch schon seit ihrer Jugendzeit und dennoch war es ganz still und ruhig in ihm, obgleich er glücklich war. Er dachte zurück an seine unglückliche Liebe zu Berta von Buchau, die wilden tollen Tage mit dem Mädchen Emma von der Insel Föhr, Tage und Wochen, in denen sein Herz den wilden und leidenschaftlichen Takt geschlagen hatte. Wie anders war das hier bei seiner Base Konstanze.

Konstanze hatte sich aus seinen Armen befreit, sah ihn aufmerksam an.

„Gibt es etwas, Theo?"

Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Nichts, Dange." Er nannte sie bei ihrem Kosenamen, dessen Anruf alle Innigkeit umschloß, die er für sie empfand. — Konstanze war zu dem Fenster gegangen. Dort blieb sie stehen, sah zu, wie er auf dem Schreibtisch einige Manuskripte zusammenpackte.

„Gedichte?"

Er nickte. Einen Augenblick blieb es still zwischen ihnen.

„Es gibt etwas zwischen uns", sagte Konstanze leise. „Ich spüre es, obgleich du es nicht sagen willst."

Storm richtete sich jäh und heftig auf.

„Ich habe nachgedacht, ob ich dich liebe", sagte er. Er kam um den Tisch herum, er blieb ganz dicht vor ihr stehen und seine Augen hielten die ihren fest, daß es sie schmerzte. „Ich habe dich so lieb, wie ich selten einen Menschen geliebt habe und dennoch ist diese Liebe Ruhe und nicht Sturm. Es muß wohl in dir selber liegen, Konstanze, daß es so ist."

Das Mädchen hob den Kopf.

„Ich liebe dich", sagte sie leise. „Ich liebe dich so, wie ich noch nie geliebt habe." Sie schwieg einen Augenblick, sie preßte sich an ihn. „Aber ich glaube nicht, daß Liebe immer Sturm sein muß, wenn man sich auf ein Leben hin verstehen will, Theo."

Von unten riefen die Eltern. Mit einer kurzen, beinahe unbewußten Kopfbewegung riß sich Theodor Storm aus allen Grübeleien heraus, erstickte in einem wilden Kuß jede Nachdenklichkeit.

(von Seite 800)

Als er nach dieser Begebenheit nachhause kam, erzählte er der Mutter seine Erlebnisse mit Horst und dem armen Jungen. Da lächelte die Mutter über ihren phantastischen Buben und sagte: „Sieh, Ulrich, wenn man das Herz am rechten Fleck hat, da braucht man keine „Wunderbrille". Alles, was du durch die Brille gesehen hast, war der rechte Sinn in dir. Der allein hat dir gezeigt, was recht und was unrecht ist. Sieh mich mal durch die Brille an", sagte sie, noch immer lächelnd, „und dann wollen wir die Brille getrost wieder fort legen." Ulrich zog ganz langsam das klapprige Ding aus der Tasche, setzte es — ein bißchen ängstlich — auf die kleine Nase, und sah seiner Mutter bange in's Gesicht. Er schaute und schaute, — aber ihr Gesicht veränderte sich nicht. Innige Liebe strahlte ihm entgegen, — Güte und Verstehen. Da warf er sich so voller Glück und Ungestüm an die Brust der geliebten Mutter, daß ihm die große Brille von der kleinen Nase fiel und mit leisem Klirren für immer in Stücke brach.

Man mußte den Sturm entfesseln, wenn man ihn brausen hören wollte, entfesseln wie eine Flamme, die erst durch den Wind emporgetragen wurde. Er grübelte zu sehr, war zu nachdenklich für seine siebenundzwanzig Jahre, das war es! Erfüllt von einer schwingenden Zärtlichkeit für das Mädchen an seiner Seite, ging er mit ihr die Treppe hinunter, trat aufatmend in den hellen Sonnenschein des Gartens.

*

Auf dem schmalen Strand stehen noch, träge in der Sonne blinkend einige Wasserlachen, die der gestrige Sturm zurückgelassen hatte. Noch immer hatte das Meer sich nicht beruhigt, obgleich der Sommerhimmel leuchtend über der Küste hing.

Theodor Storm ließ sich aufatmend hinter der flachen Düne in den warmen Sand fallen. Er war von Husum aus zur See hinabgewandert, er wollte allein mit sich und den drängenden Gedanken sein.

Er starrte in den blauen Himmel, an dem einige schwache Sommerwolken zogen. Als Junge hatte er oft so gelegen, bis das Leben in Lübeck, wo er das Gymnasium besuchte, ihn der Landschaft entfremdet hatte. Er hatte andere Schätze dafür eingetauscht, hatte Geibel kennengelernt, in wilden und sehnsüchtigen Stunden seine ersten Gedichte gemacht, die er Berta von Buschau gewidmet hatte. — Storm schloß die Augen. Berta von Buschau! Wieviel Schmerzen dieser Name für ihn barg. Er hatte sie geliebt, schon als Kind hatte sie ihn bezaubert. Und dann war dieses letzte Wiedersehen gekommen, bei dem er erkennen mußte, daß ihr Herz nicht ihm gehörte. Selbst während der Studienjahre in Berlin hatte er die Enttäuschung nicht überwunden.

Dann trat Konstanze in sein Leben, die er von Jugend auf kannte. Seltsam, daß er sie früher nicht geliebt hatte, bis dann ihre Hände in einer stillen, aus tiefer Zusammengehörigkeit kommenden Sympathie ineinander liegengeblieben waren.

Storm richtete sich auf. Hatte er nicht Stimmen vernommen, Gesang, oder war es eine Täuschung seiner Träumereien gewesen? Noch während er über die Düne ging, blieb er plötzlich unbeweglich stehen.

Vor ihm, in der Einsamkeit des Strandes, stand ein Mädchen. Sie hatte die Kleider abgeworfen, reckte den jungen, schlanken Körper der Sonne entgegen, stürmte in wildem Lauf vor sich hinsingend, nackt in die brandenden Wogen. Storm schloß einen Augenblick die Augen vor diesem Bild atemberaubender, naturhafter Schönheit. Er kannte dieses blonde Haar, er kannte diese Stimme! Jäh wurde vor ihm jener Abend vor einigen Wochen in Husum lebendig, als er seine Schwester Cäcilie mit ihrer Jugendfreundin Doris Jensen unvermutet in seinem Zimmer fand.

Er sah das blonde, sechzehnjährige Mädchen über seine Gedichte gebeugt, die auf dem Arbeitstisch lagen, er sah sie emporschrecken. Und dann hatten sie sich einen Augenblick dicht gegenübergestanden, und er war erschrocken vor der Leidenschaft zurückgewichen, die ihm aus diesem jungen, glutüberströmten Gesicht entgegengeschlagen war.

Sie waren beide, Cäcilie und Doris, aus dem Zimmer gestürmt, ehe er ein Wort sagen konnte. Und dann war Konstanze gekommen und hatte diese Begegnung vergessen lassen.

Storm wartete, bis Doris Jensen aus dem Wasser gekommen, sich angekleidet hatte, dann erst schritt er langsam über die Düne. Das Mädchen wandte sich jäh herum, als es die Schritte hinter sich im Sande vernahm.

„Doris!"

Er streckte ihr die Hand hin, er spürte ihr Zittern, als sie ihn begrüßte. — Sie gingen langsam nebeneinander her, die Küste hinunter, über die die großen Schatten der wandernden Wolken trieben. — Storm brach das Schweigen zwischen ihnen.

„So allein, Doris?"

„Es ist sehr schön hier draußen", sagte das Mädchen leise. Sie sah plötzlich zu ihm empor.

„Du hast mich vorhin gesehen, Theo?"

„Ich konnte nicht wissen, daß du hier sein würdest", erwiderte er ruhig, aber er spürte, wie die Erregung des Mädchens gleich einem wilden, reißenden Strom auch über ihn hinschlug.

„Konstanze darf es nicht wissen", flüsterte sie. Sie war stehen geblieben, ihre jungen Schultern hoben sich aus der Bluse, die der Wind ihr gegen den Körper preßte. Ganz plötzlich hob sie die Arme, legte sie mit einer festen, ruhigen Bewegung um ihn und küßte ihn.

„Ich liebe dich", sagte sie wild und atemlos. „Ich habe dich immer geliebt und ich muß es dir einmal sagen."

Noch ehe er etwas erwidern konnte, hatte sie sich freigemacht und stürmte den Strand hinauf, bis sie hinter einer Düne verschwunden war.

*

Im Jahre 1844 hatte sich Theodor Storm mit Konstanze Esmarch verlobt, hatte nach seiner Studienzeit seine Tätigkeit als Rechtsanwalt in Husum aufgenommen. Er hatte das Jurastudium auf Wunsch seines Vaters gewählt, aber schon jetzt zog ihn sein Herz immer zu seinen dichterischen Arbeiten. Die Praxis als Rechtsanwalt sah kaum einen Klienten und Johann Storm begann darauf zu drängen, daß sein Sohn sich stärker als bisher seinem Beruf zu widmen begann.

Es dunkelte bereits, als Theodor Storm in das Zimmer seines Vaters trat, der noch immer über den Akten saß.

Er blieb vor dem großen, schweren und altertümlichen Arbeitstisch des Vaters stehen. — „Du hast mich rufen lassen?"

Johann Storm sah auf.

„Ich war gestern in der Bürgermeisterei von Segeberg, habe dort mit dem Vater von Konstanze gesprochen. Ich glaube, es wird Zeit, daß ihr allmählich an die Heirat denkt, nachdem ihr bereits über zwei Jahre verlobt seid."

Er sah auf den Sohn, er hatte noch nie eines seiner Gedichte gelesen, und er sollte es auch nicht später tun, als Theodor Storm bereits berühmt war; aber jetzt reichte er ihm doch ein Blatt hinüber, das Theodor hastig an sich nahm.

„Habe es vorhin auf meinem Tisch gefunden, du hast es wohl vergessen", sagte er mürrisch. „Aber wenn das ein Liebesgedicht auf Konstanze sein soll, so ist es wohl nicht gerade leidenschaftlich. Der Tanzspieler beim Ball kann da bessere Strophen." — Storm sah hastig auf das Blatt. Es war tatsächlich ein Gedicht, das er Konstanze gewidmet hatte.

Ich bin mir meiner Seele
In deiner nur bewußt,
Mein Herz kann nimmer ruhen,
Als nur an deiner Brust!
Mein Herz kann nimmer schlagen,
Als nur für dich allein.
Ich bin so ganz dein eigen,
So ganz auf immer dein.

Der alte Storm sah das Gesicht des Sohnes, legte mit einer energischen Bewegung den Federkiel beiseite.

„Liebst du Konstanze eigentlich, Junge?"

Es blieb einen Augenblick still in dem großen, hohen Raum, eine Stille, die nur unterbrochen wurde durch die hellen Schläge einer Uhr.

Theodor Storm zählte die Schläge mit. Es war die achte Stunde und Konstanze erwartete ihn unten im Garten. Sie hatten einen gemeinsamen, leuchtenden Sommer hinter sich, sie waren zusammen gewandert und jede Stunde hatte das Verhältnis zwischen ihnen enger und inniger gestaltet. Er hob langsam den Kopf, sah den Vater an.

„Ja", sagte er, „ich liebe Konstanze, wir wollen noch in diesem Herbst heiraten." Er sah das zufriedene Gesicht des Vaters, hörte ein wenig unaufmerksam und nebenbei die Dinge um das neue Haus an, das der alte Storm ihnen zu kaufen gedachte. Ein wenig erleichtert eilte er dann in den Garten, wo Konstanze bereits auf ihn wartete. — Er fand sie nicht vor, ein Zettel an dem großen Kirschbaum vor dem Levkoienbeet teilte ihm mit, daß sie noch einmal mit der Mutter in die Stadt gegangen war und bald kommen würde. Ein wenig müde und nachdenklich von dem Gespräch mit dem Vater ließ er sich auf der schmalen Bank nieder.

Die Sonne versank gerade zwischen den Büschen, ihr Licht überstrahlte noch einmal den ganzen Abendhimmel. Storm hatte die Augen geschlossen, unter der dünnen Haut der Lider tanzte und flirrte das Licht und bildete unruhige und unbestimmte Bilder.

Er sah Konstanze vor sich, ruhig und abgeklärt. Ihr blondes Haar fiel über sie und wandelte sie in das Bild einer anderen, die er einmal am einsamen Strand so gesehen hatte, wie Konstanze noch nie. Es war ihm einen Augenblick, als ob nur der beiden Frauen vereint ihn je glücklich machen könnten, als ob er beide brauchte, um einmal die Erfüllung seines Schicksals zu finden. — Er riß sich aus seinen Träumen heraus, er lief auf sein Zimmer, schrieb hastig einige Zeilen nieder.

Warum duften die Levkoien so viel schöner bei
der Nacht?
Warum brennen deine Lippen soviel röter bei
der Nacht?
Warum doch in meinem Herzen ist die Sehnsucht
auferwacht,
Diese brennend roten Lippen dir zu küssen bei
der Nacht!

Er überlas noch einmal die Zeilen, er hatte sie wie im Traum geschrieben. Es war ein Gedicht, für Konstanze bestimmt, und dennoch trug es zum erstenmal eine Leidenschaft in sich, die er in früheren Versen für sie nie gekannt und gefunden hatte.

Er ging in den Garten, schloß Konstanze in die Arme. Er freute sich auf die Ehe mit ihr, er wollte glücklich mit ihr sein. Es war an der Zeit, daß der Sturm entfacht wurde, der auch die letzten quälenden Zweifel vertreiben und endgültige Klarheit schaffen sollte.

Am 16. September 1846 wurde in Segeberg die Hochzeit Theodor Storms mit Konstanze Esmarch gefeiert. Eine große Reisekutsche brachte noch am gleichen Abend das junge Paar in das neue Heim zu Husum, in dessen Nähe jetzt auch Storms Schwester Helene wohnte, die nach einer ersten unglücklichen Verlobung in einer Ehe mit Ernst Lorenzen Frieden und Glück gefunden hatte.

In Helenes Haus aber verkehrte neben Cäcilie als ständiger Gast auch Doris Jensen!

*

1847! — Durch die weitgeöffneten Fenster von Helenes Haus in der Nordenstraße schlugen Musik, Gelächter und Gesang in die helle Sommernacht.

Theodor Storm tanzte mit Doris Jensen. Die Geigen schmeichelten und sangen, spielten auf zu einem dieser wilden, friesischen Tänze, die nur in ausgelassenster Stimmung getanzt wurden und das schwere Blut in Wallung brachten.

Die Musik brach jäh ab. Sie standen beide an einem der hohen Fenster, sahen schweratmend in die Nacht hinaus.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Doris", sagte Storm. „Es ist das erstemal, daß wir uns hier wieder treffen."

Das Mädchen hatte die Augen geschlossen.

„Ich bin dir immer aus dem Wege gegangen. Ich wollte dich nicht mehr wiedersehen."

„Und heute?"

Doris zog ein wenig die Schultern zusammen, es war, als ob sie friere.

„Ich konnte nicht mehr", sagte sie leise. „Ich habe mich dies ganze Jahr über, das du jetzt verheiratet bist, gegen dich gewehrt. In der Nacht, als du Konstanze nach Husum brachtest, habe ich geglaubt, sterben zu müssen."

Sie schwieg, wandte sich dann jäh um und Storm zu.

„Aber heute waren meine Kräfte zu Ende. Ich liebe dich, ich bin mit der Liebe zu dir auf die Welt gekommen und ich wollte dich sehen. Darum bin ich hier."

Ein Schatten fiel zwischen sie. Konstanze stand vor ihnen, schön, heiter und unbefangen, schob sich zwischen sie und führte sie in das Tanzzimmer zu den anderen zurück.

Es vergingen Wochen, ehe Konstanze von den Dingen zu ahnen begann, die in Doris Jensen und in ihrem Mann vorgingen. Doris kam jetzt öfter in ihr Haus, sie selbst hatte hatte sie eingeladen, weil sie spürte, daß Storm gern mit ihr zusammen war. Und nun...! — Konstanze wußte, daß die äußeren Beziehungen zwischen Doris und ihrem Mann frei von jeder Schuld waren. Er liebte sie, er hatte es ihr oft gesagt und sie waren beide in ihrem ersten Ehejahr glücklich gewesen. Auch jetzt lag die Entscheidung bei Storm allein, und sie wollte, daß er entschied.

Es ging spät in den Abend, als Doris sich von Konstanze und Storm verabschiedete, um heimzugehen.

Mit einem leichten, wehmütigen Lächeln strich Konstanze der anderen das blonde, wilde Haar aus der Stirn.

„Theo wird dich heimbegleiten, Doris. Es ist dunkel draußen und stürmisch."

Storm starrte Konstanze an. Er ahnte, daß sie um die Leidenschaft wußte, die ihn jäh überfallen hatte und die nun quälend und unruhig in ihm gärte. Warum schickte sie ihn absichtlich in diese Gefahr, gegen die er mit allen Kräften seines Herzens und seiner Seele kämpfte?

Er ging stumm neben Doris her, gegen den Sturm vorgebeugt und zerrissen von der Qual dieser wilden Leidenschaft, die Doris in ihm heraufbeschworen hatte. Schweigend erreichten sie das Haus, in dem Doris wohnte.

Die Stimme des Mädchens war brüchig und hart.

„Bringe mich noch hinauf!"

Storm preßte jäh die Hände zusammen. Die Tochter des Senators Jensen stand vor ihm, eine junge Frau, deren Leidenschaft ihn überflutet und die noch keinen Mann außer ihm angesehen hatte. So jung war sie und so schön, daß Dutzende auf sie warteten und ihr nachliefen. Und sie?

„Nein", sagte er dumpf. „Nein Doris, ich liebe dich zu sehr."

Sie stand jetzt dicht vor ihm, sie packte ihn an den Schultern.

„Bringe mich hinauf", sagte sie beinahe böse.

Er ging mit ihr, von Schauern gejagt und getrieben, verloren und hilflos dieser Leidenschaft verfallen, die ihm Atem und Willen und jede Besinnung genommen hatte. Er spürte oben in der Dunkelheit ihren Kuß, er riß sie in die Arme. Die Sturmglocken über der Stadt dröhnten vor der nahenden Flut, vor den Deichen ihr wildes Lied in die Nacht, als Doris Jensen und Theodor Storm über Gesetz und Vernunft hinaus zueinander fanden.

(Fortsetzung folgt.)

(von Seite 790)

und Jammer, und is alles geworden schlechter. No — werden se es versuchen noch einmal, und noch einmal. Man wird erschießen und verhungern lassen und ausrotten, und dann werden sein keine grauße Güter mehr, bloß noch kleine, und keine Fürsten mehr, bloß noch Arbeiter, und jeder wird haben ze essen, was er will — wenn er wird noch leben.

Aber — gut. Werden es haben die Menschen besser, die einen, weil man wird sie haben erschlagen, und die andern, weil sie haben, was vorher hatten die, die man hat erschlagen. Das will Herr Tobal. Aber der Moses fragt: werden sein besser die Menschen? Es wird kommen das Unglück, denn sie wollen machen alles anders mit Gewalt und mit Haß gegen das Böse, mit Haß gegen die, welche unterdrücken die Armen und Schwachen.

Möge der Herr Beamte denken, was der Moses ihm heute sagt: die was wollen verbessern die Welt, oder, wie sie sagen — gibt es ja schöne Worte für so etwas, — sie wollen verbessern die Umstände, die Verhältnisse, das Los der Armen — die was immer das andere wollen verbessern, aber nicht können sich selbst bessern und nicht wollen sich selbst bessern, die bringen das grauße Unglück in die Welt."

Er machte noch eine Verbeugung vor mir, tief und ernst wie immer, und stieg dann in seinen Wagen. Das kleine Pferd zog an, trabte den Weg zum Fluß hinunter, ich hörte die Hufe auf der Brücke poltern, und ich sah dem leichten Gefährt nach, bis es zwischen den Pappeln jenseits des Flusses kleiner und kleiner wurde und zuletzt von der Unendlichkeit aufgesogen wurde.

Musikalische Rundschau

Von Johannes Franze

Webers „Freischütz" ist das Unglückswerk der deutschen Oper in Argentinien. 1926 verdarb die stimmliche Unfähigkeit des Tenors Richard Schubert alles. 1948 hörte und sah man eine Agathe, die weder in gesanglicher noch in dramatischer Beziehung den Geist des Werkes darstellte. Rosa Bamptons Sopran, deren Ausdruckskraft im umgekehrten Verhältnis zu ihrer physischen Erscheinung steht, besitzt weder Schmelz noch Wohllaut. In nichts erinnert er an die unvergeßliche Leistung der frühverstorbenen Meta Seinemeyer von 1928. So lange blieb das Werk dem Teatro Colón fern. Aber es ist auch durch eine schlechte Aufführung nicht zu töten. Selbst die völlig außerhalb deutschen Naturempfindens gemalten Bühnenbilder Guidos vermochten seine musikalische Kraft nicht zu mindern. Die Wolfsschlucht mit einem kolossalen Iguazu-Wasserfall und ihren filmartigen Gespenstertricks wirkte erheiternd. Ueber O. Erhardts Regie konnte man nur den Kopf schütteln. Groteske Irrtümer in der Kostümierung schlichter Volksfiguren brachten weiteres Unheil. Der Eremit des meisterlichen Sänger-Schauspielers Ludwig Weber überragte auf der Bühne alles. Auch Hans Hotters Kaspar hatte großes Format. Alfred Dermotas Max wirkte dagegen kraft schmächtiger Stimmentfaltung keineswegs hinreißend. Olga Chelavins Aennchen bot gesangliche Delikatessen. Erich Kleiber und der mustergültige Männerchor musizierten die Meisterpartitur mit erlesener Stiltreue.

Der Mozartzyklus wurde mit „Figaros Hochzeit" eröffnet. Es war die erste, der großen Oeffentlichkeit gebotene Ensembleleistung der Opernschule des Theaters. Im Falle von „Figaros Hochzeit" war das Ergebnis mager. Clara Oyuelas Susanna, kultiviert, mit kleiner, aber edler Stimme, Damianis herrschsüchtiger, leidenschaftlicher Graf waren beachtliche Leistungen alterer Sänger. Rosa Bamptons Gräfin enttäuschte durch Eiseskälte der Empfindung und stimmliche Sprödheit. Die Argentinerin Delia Rigal wäre ihr weit überlegen gewesen. Der Cherubin Irene Gromovas war angenehm anzuschauen, bot aber schrille Kopftöne. Angel Matielles Figaro war nach der Schablone Rossinis, nicht aber im aufrührerischen Geiste Mozarts empfunden. Emma Brizzios grobe Gestik und müde Stimmbänder wären in der Figur Marcellines durch junge Mitglieder der Opernschule leicht zu ersetzen gewesen. Consuelo Ramos Bärbchen war stimmlich unergiebig. Alvaro Bandini sang die Eselshautarie Basilios gut. Juan Zanin als Bartolo und V. Bacciato in einer gelungenen Gärtnertype sind zu rühmen. Carlo Piccinatos Regie bot musterhafte Gruppierungen, eindrucksvolle Komik und champagnerhafte Belebung.

Viel besser war „Cosi fan tutte" (wie „Figaro" in der italienischen Originalsprache), mit Nilda Hoffmann als Fiordiligi. Mit dieser eminent hohen, ebenso tiefen, dramatischen, lyrischen und koloraturhaften Partie kann eine junge Sängerin die Probe auf Herz und Nieren ablegen. Das Ergebnis war mehr als vielversprechend. Norma Palmieris Dorabella kam ihr gleich.

Wenn die Opernschule zwei solche Sängerinnen folgerichtig weiterentwickeln kann, so hat sie schon dadurch ihre Existenbberechtigung mehr als erwiesen. Olga Chelavine sang die G-Dur Arie Despinas, die Rossinis „Barbier" vorausnimmt, mit Geschmack und Temperament. Sie war den beiden Schwestern stimmlich und darstellerisch gewachsen. Alfred Dermotas Tenor vermochte in Ferrandos Arie „Un aura amorosa" echten Schmelz und edle Gesangslinie zu entfalten und erwies sich als hochstehender Mozartsänger. Renato Cesaris Guglielmo verlieh dieser Partie Wärme und Glanz. Carlos Fellers Alfonso leitete das Intrigenspiel mit ironischer Würde. O. Erhardts Regie war meisterlich: beglückende Heiterkeit und gesunder Humor wirkten mit Grazie und Beschwingheit zusammen. Basalduas Szenenrahmen war hier wie im „Figaro" von wirklichem Geschmack betreut. Erich Kleibers Mozartstil im „Figaro" und in „Cosi fan tutte" ist bezaubernd. Er löst auch das schwere Problem, die Delikatesse und Innigkeit von Mozarts herrlichen Ensemblewirkungen in den mozartungünstigen Riesenraum des Teatro Colón einzumusizieren. Sein Orchester schwelgt und läßt mitschwelgen.

Hinreißend war sein Schlußkonzert mit Mozarts Trompeten-divertimento, dem Klavierkonzert in C (K 467) von Rosita Renard edel und musikantisch gespielt und Mozarts grandioser Jupitersinfonie, deren vielstimmige Verästelungen, deren seelenamtmende Serenatenstimmung, deren faustischer Lebensdrang den meisterlichen Nachgestalter fanden.

Clemens Krauß und Wilhelm Kempff boten im Gran Rex das 5. Beethovenkonzert in einer rhythmisch sehr freien, urromantischen Ausdeutung. Krauß' Darstellung von Richard Strauß' „Don Juan" war unwiderstehlich. Das Egmontvorspiel und die 5. Sinfonie Beethovens waren Beispiele grandioser Monumentalkunst. Das junge städtische Sinfonieorchester spielte mit rhythmischer Wucht und bestechender Glut der Streicher und Bläserkantilenen.

Wilhelm Kempffs Solokonzerte im Teatro Colón enthüllten einen sensiblen, romantischen

(nach S. 812)

Nach dem Urteil gegen Krupp

TH. KRAUSEWALL

Das von dem amerikanischen Militärtribunal Nr. 3 in Nürnberg am 31. 7. 1948 gefällte Urteil im Prozeß der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Alfred Krupp von Bohlen und Halbach und elf leitende Funktionäre der Firma Krupp zeichnet sich durch besondere Härte aus. Alfred Krupp wurde zu 12 Jahren und zum Verlust seines ganzen Vermögens, die anderen Angeklagten wurden zu Freiheitsstrafen bis zu 12 Jahren verurteilt. Ein Angeklagter wurde freigesprochen.

Der wohl eifrigste Anklagevertreter im Krupp-Prozeß Mr. Max Mandellaub bezeichnete das Urteil der Presse gegenüber mit Befriedigung als „einen der bedeutendsten Beiträge zum internationalen Strafrecht“ („Neue Zeitung“, München, vom 4. 8. 1948). Die Verteidiger erklärten nicht ohne Erbitterung, es handle sich um ein politisches Urteil; die Sprache des Urteils sei „unversöhnlich, belehrend und bar jeden Verständnisses“, das Krupp'sche Vermögen habe man konfisziert, obwohl nicht einmal bei den „Hauptkriegsverbrechern“ wie Göring, Ribbentrop oder Streicher, und auch in keinem einzigen anderen Nürnberger Prozeß, diese Strafe ausgesprochen worden war.

Die Meinungen von Anklagebehörde und Verteidigung über das Krupp-Urteil stehen also mit großer Schärfe gegeneinander.

Der scharfe Meinungsgegensatz zwischen Anklage und Verteidigung hat vom ersten Tag des Krupp-Prozesses an in gleicher Weise bestanden. Mußte doch die amerikanische Staatsanwaltschaft, um ihre Anklagen in den Nürnberger Wirtschaftsprozessen überhaupt auf die Beine stellen zu können, einen sehr extremen Standpunkt vertreten, und mußte doch die Verteidigung, die zum Teil geradezu absurden Anklagen mit Entschiedenheit bekämpfen.

Kernstück der Anklagebehauptungen war der Vorwurf, die Industriellen — hier Krupp — hätten Hitlers Angriffskriege mitgeplant und mitgeführt und hätten sich zu diesem Zweck verschworen. Für den Fall, daß sich eine Verschwörung mit Hitler nicht nachweisen lassen sollte, ging die Anklage sogar soweit, alternativ eine eigene „Krupp-Verschwörung“ zu behaupten. Die Beschuldigung der Mitwirkung an den Angriffskriegen war der zentrale Teil der Anklage, wobei offenbar politisch-propagandistische Momente eine größere Rolle gespielt haben, als die auf schwankendem Boden und ad hoc aufgebauten juristischen Momente. Diese zur allgemeinen Diffamierung der deutschen Industrie bestimmte Beschuldigung ist durch den sensationellen Teilfreispruch vom 5. 4. 48 erledigt worden. Der Freispruch Krupps und seiner Direktoren von den Verbrechen des Angriffskriegs und der Verschwörung erfolgten vorweggenommen kurz nach Beginn des Verteidigungsvortrages mit der schmucklosen Begründung, daß es der Anklage nicht gelungen sei, genügendes Beweismaterial vorzulegen. Es war ein glatter Mißerfolg der Anklage und gleichzeitig eine weitreichende Rehabilitierung Krupps. War doch die ganze Prozeßpropaganda darauf aufgebaut gewesen, den Kanonenfabrikanten und Kriegstreiber Krupp für alle Zeiten anzuprangern und sodann auszulöschen. Dieses „Auslöschen“ paßte vorzüglich in die Pläne der amerikanischen Linkspolitiker und in das Pastoralisierungsprogramm der Morgenthaugruppe. Demontagen und Beschlagnahmen bei Krupp hätten sich nur zu gut auf eine gerichtlich festgestellte Teilnahme an dem Verbrechen des Angriffskrieges stützen lassen! Die Anklagebehörde hat den Teilfreispruch vom 5. 4. 1948 als harten Schlag gegen ihre Thesen empfunden, die Verteidigung konnte ihn als großen Erfolg verbuchen. Die Verteidigung hatte allerdings sogleich das unangenehme Gefühl, daß der vorweggenommene Teilfreispruch für die übriggebliebenen Anklagepunkte eine Versteifung zur Folge haben würde.

Seit dem 5. 4. 1948 hatte der Krupp-Prozeß nur mehr die Anklagepunkte „Plünderung“ und „Sklavenarbeit“ zum Gegenstand. Auch zu diesen Punkten waren die Beschuldigungen weitgehend und das Prozeßmaterial riesengroß. Auch hier waren und blieben die Meinungen von Anklage und Verteidigung diametral entgegenge-

setzt. Die Anklagevertreter General Taylor, Mr. Thayer, Mr. Raglan, Mr. Mandellaub, Mr. Brilliant, Mr. Kaufmann, Mr. Koessler und Miß Goetz haben unterstützt von ihren Gehilfen Mr. Issermann und Mr. Buxbaum zähe gekämpft, um ihren Auffassungen zum Durchbruch zu verhelfen. Das Urteil brachte ihnen bezüglich „Plünderung“ und „Sklavenarbeit“ einen vollen Erfolg, das Tribunal schloß sich der Meinung der Anklage in weitem Umfang an.

Wie in keinem anderen Nürnberger Prozeß, bestand neben dem natürlichen Gegensatz Anklage-Verteidigung, sehr rasch ein tiefer Gegensatz zwischen Tribunal und Verteidigung. Das Tribunal, bestehend aus den Richtern Anderson, Daly und Wilkins, ließ vom ersten Tag an keinen Zweifel bestehen, daß es scharfe Saiten aufziehen wollte. Die Verteidigung, die sich aus 12 Verteidigern und ihren etwa 15 bis 18 Gehilfen zusammensetzte, wehrte sich im Rahmen des Möglichen ihrer Haut. Ein amerikanischer Anwalt, der einige Monate nach Prozeßbeginn zu der sonst deutschen Verteidigung hinzustieß, konnte daran nichts ändern. Er wurde vom Gericht sogar noch unfreundlicher behandelt, als seine deutschen Kollegen. Zwischen Tribunal und Verteidigern gab es mehrfach unangenehme Zusammenstöße und sehr oft eine gereizte Spannung. Haltung und Ton der Richter ließen die Verteidiger und ihre Mandanten von Anfang an die Voreingenommenheit und Verständnisunwilligkeit des Tribunals fürchten.

Als Alfred Krupp nach einer dornenvollen Anwaltsuche in den Vereinigten Staaten sich den Amerikaner Mr. Caroll zum Verteidiger gewählt und gewonnen hatte und sein deutscher Verteidiger Kranzbühler zurücktrat, wurde Caroll mit Hilfe einer verwaltungstechnischen Begründung vom Tribunal abgelehnt und Kranzbühler entgegen dem Willen seines Klienten zum Offizialverteidiger bestellt.

Als die Verteidiger gegen die ihnen fremde und nachteilig erscheinende Einsetzung von „Commissioners“ nachdrücklich zu protestieren trachteten, ließ das Tribunal mehrere Verteidiger wegen des ihnen ebenso fremden Contempt of Court-Deliktes im Gerichtssaal von amerikanischer Militärpolizei verhaften und in dasselbe Gefängnis bringen, in welchem sich die Angeklagten befanden. Ein mehrtägiges Verfahren gegen die verhafteten Verteidiger folgte diesem für europäische Begriffe höchst ungewöhnlichen Vorgehen. Es endete nach einer plötzlichen Schwenkung des Gerichts zur Milde mit einer Haftstrafe von 3 Tagen. Anträge der Verteidigung, das Tribunal möge wegen Befangenheit seine Zuständigkeit verneinen, wurden abgelehnt. Die Commissioners wurden unter Uebergehung der Proteste eingesetzt; zunächst war es einer, dann waren es sogar 2 und 3. Sie amtierten als beauftragte Richter außerhalb der Hauptverhandlung, sodaß zeitweise zwei oder drei Prozeßverhandlungen nebeneinander liefen. Die Richter erhielten nur mehr die Aktenberge der Commissionerprotokolle zur Lektüre. Ueberflüssig zu sagen, daß die Commissioners in erster Linie im Verteidigungsabschnitt in Aktion traten. So wurden von insgesamt 86 Zeugen der Anklage 66 vom Tribunal und 20 vor einem Commissioner, von den insgesamt 141 Zeugen der Verteidigung 41 vor dem Tribunal und 100 vor den Commissioners vernommen. In den Augen der Verteidiger verstießen die Parallelverhandlungen vor den Commissioners gegen zwei in Europa als selbstverständlich empfundene Prinzipien des modernen Strafrechts, nämlich Unmittelbarkeit und Mündlichkeit des Verfahrens. Auch war es den Verteidigern technisch kaum mehr möglich, die Uebersicht über den mit Schnelligkeit immer umfangreicher werdenden Prozeßstoff zu behalten. Für das Tribunal müssen ähnliche technische Schwierigkeiten bei der Bewältigung des Materials unausbleiblich gewesen sein.

Außerdem setzte das Tribunal die Verteidiger — aber auch sich selbst — unter einen kaum mehr zu meisternden Zeitdruck. In öffentlicher Sitzung wurde erklärt, die Richter seien von ihren heimatlichen Gerichtshöfen nur für begrenzte Zeit freigegeben und fänden es peinlich, ihre Abwesenheit zu lange ausdehnen zu müssen. Es wurde an Samstagen verhandelt und an Feiertagen, es wurden Endtermine gesetzt oder in zähen Verhandlungen ausgehandelt, es wurde ständig zur Eile getrieben. Für die Plaidoyers bekamen die Verteidiger knapp 10 Tage Vorbereitungszeit zugebilligt. Das letzte Verhandlungsprotokoll gelangte in die Hände der Verteidiger etwa 5 Tage vor Beginn

des ersten Plaidoyers. Dieses Tempo stellte nicht nur an Verteidiger, Ankläger und Richter die größten Anforderungen, sondern auch an die Angeklagten, die bei Tag langen ermüdenden Gerichtssitzungen beizuwohnen hatten und des Abends mit ihren Verteidigern stundenlange Besprechungen abhalten mußten. Die Verteidiger waren der ausdrücklichen Meinung — und sie haben dies wiederholt in das Protokoll erklärt —, daß sie sich durch den außerordentlichen Zeitdruck in ihrer Verteidigungsarbeit beeinträchtigt gefühlt haben.

Das Krupp-Tribunal war mehr als dies bei einem anderen Nürnberger Prozeß zutage getreten wäre, in sich uneinig. Einem durch Alter und Erfahrung zögernd und zurückhaltend gewordenen Vorsitzenden standen zwei jüngere scharfe Beisitzer gegenüber, die ihren Präsidenten offenbar häufig überstimmten. Durch die bei diesem Tribunal bestehende Einrichtung der alternierenden Vorsitzführung wurde die Position der Beisitzer noch verstärkt.

Das Urteil spiegelt die innere Uneinigkeit des Tribunals wieder. Das Krupp-Urteil besteht — und damit ist es ein Unicum in der Nürnberger Gerichtspraxis — aus nicht weniger als sieben Haupturkunden; diese sind:

1. der genannte Teilfreispruch vom 5. 4. 1948 zu den Anklagepunkten „Angriffskrieg“ und „Verschwörung“;
2. die Opinion (Begründung) vom 11. 6. 1948 zu diesem Freispruch,
3. die Concurring Opinion des Vorsitzenden Anderson zu dem Teilfreispruch, einer 70-seitigen Begründung mit eigenem Ductus, aber gleicher Schlußfolgerung;
4. die Concurring Opinion des Richters Wilkins vom 31. 7. 1948 zu dem Teilfreispruch, in welcher er seiner unvergleichlich schärferen und nur sehr knapp zum Freispruch ausreichenden Ansicht Ausdruck gibt;
5. das Urteil vom 31. 7. 1948 zu den Anklagepunkten „Plünderung“ und „Sklavenarbeit“;
6. die Dissenting Opinion (abweichende Meinung) des Vorsitzenden Anderson vom 31. 7. 1948 zu diesem Urteil, in welcher Anderson die Vermögenskonfiskation und die Höhe der Gefängnisstrafen ablehnt und erklärt, daß viele Milderungsgründe unberücksichtigt geblieben seien, und
7. die Dissenting Opinion des Richters Wilkins vom 31. 7. 1948 zu diesem Urteil.

Wahrlich keine klare und eindeutige Entscheidung!

Bei dem Urteil und den beiden Dissenting Opinions vom 31. 7. 1948 gibt auch die Mehrheitsbildung bei Schuldspruch und Strafspruch zu denken: Eine Mehrheit für Schuldspruch und Strafspruch war nicht vorhanden. Anderson und Daly stimmten im Schuldspruch überein, Wilkins war anderer Meinung; Daly und Wilkins stimmten im Strafspruch überein, Anderson war anderer Meinung. Somit war eigentlich nur Daly, also eine Minorität, mit Schuldspruch und Strafspruch einverstanden!

Der Vorsitzende, der besonders bei der Urteilsverkündung den Eindruck eines gebrochenen Mannes machte, distanzierte sich von den harten Strafsprüchen seiner beiden Kollegen auch noch durch eine äußerliche Geste: er überließ die Verlesung der von ihm mißbilligten Strafsprüche ausdrücklich seinen beiden Beisitzern.

Der Eindruck, den das Urteil sowohl durch seinen schwerwiegenden Inhalt, wie durch seine Sprache hervorrief, war sehr stark. Selbst die Ankläger schienen überrascht und zum Teil wegen ihres übergroßen Erfolges fast betreten. Die Vermögenskonfiskation war erst am Ende des Prozesses in dem Anklageschlußplaidoyer des Generals Taylor beantragt worden. Kranzbühler, Alfred Krupps Verteidiger, hatte diesen Antrag in seinem Plaidoyer vom folgenden Tag sogleich mit aller Schärfe zurückgewiesen, er sagte, man spreche von Gerechtigkeit und meine Geld!

Angeklagte und Verteidiger fanden in dem Urteil ihre schlimmsten Befürchtungen weit übertroffen. Eine Vermögenskonfiskation hatten sie schon aus politischen Erwägungen für unmöglich gehalten. Gibt doch dieses Urteil die Firma Krupp in das Eigentum des Kontrollrates für Deutschland, also zu einem Viertel in die Hände der Sowjetunion! Ist doch dieses Verdikt wahrlich Wasser auf alle antikapitalistischen Mühlen und Oel in das Feuer des Scheiterhaufens, auf dem die Anhänger

Morgenthau's die deutsche Industrie verbrennen wollen. Es ist eine offene Frage, ob die Konfiskation, die die Russen als Vierteleigentümer von Krupp an die Ruhr bringt, das die Franzosen und Amerikaner zu je einem Viertel an dem beteiligt, was sich bisher in der alleinigen Ingerenz der britischen Besatzungsmacht befunden hat, von General Clay bestätigt werden wird. Es ist möglich, daß der Kontrollrat — seine Einigkeit voraussetzt — den Ausweg wählen wird, das ihm zugesprochene Vermögen den deutschen Ländern zu übertragen. Er könnte so eine „populäre" Geste machen. Fraglich bliebe dann aber noch, ob selbst die sozialisierungsfreudigen deutschen Länderregierungen ihre Wünsche auf diese Weise verwirklicht sehen werden wollen.

Die Verteidiger haben die Pflicht, alles zu tun, um das Urteil gegen Krupp zu bekämpfen, denn es widerspricht in allen Punkten ihrem Gerechtigkeitsgefühl. Dieser Kampf ist schwierig, da die Urteile der Nürnberger Sondergerichte inappellabel sind. Gesetzlich vorgesehen sind nur Gnadengesuche an den Chef der amerikanischen Besatzung General Clay, der das Recht hat, die Strafen herabzusetzen. In den bisher ergangenen neun Urteilen der Nürnberger Tribunale hat der General von diesem Recht nicht Gebrauch gemacht. Die Krupp-Verteidiger haben individuelle Gnadenschriften und eine gemeinsame Berufungsschrift an General Clay gerichtet in der Hoffnung, daß dieses so offensichtlich ungerechte Urteil doch eine Abänderung erfahren wird. Die Verteidiger werden ferner alles tun, um den Fall unter Ausnutzung aller offiziellen und nichtoffiziellen Wege, doch vor eine Revisionsinstanz: am besten den Supreme Court in Washington, zu bringen. Sie hoffen, bei einem Revisionsgericht Gerechtigkeit — und damit eine andere Beurteilung — zu finden.

Da das Krupp-Urteil in entscheidenden grundsätzlichen Punkten von den Urteilen in anderen Prozessen (so auch den verwandten Urteilen gegen Flick und die IG-Farben) abweicht, hatte die Verteidigung die gesetzlich vorgesehene Möglichkeit, eine Plenarentscheidung aller in Nürnberg tagenden Militärtribunale über das Krupp-Urteil zu verlangen. Der Antrag wurde sogleich gestellt; allerdings ohne Erfolg: die Vorsitzenden der 3 derzeit in Nürnberg verhandelnden Tribunale lehnten die erbetene Plenarsitzung zur unangenehmen Ueberraschung der Verteidiger von vornherein einfach ab. Die Ablehnung erfolgte sogar innerhalb weniger Stunden, sodaß es ein Rätsel blieb, wie die in dem Antrag enthaltenen juristischen Fragen in so kurzer Zeit geprüft werden konnten.

Ein sach u n kundiger Leser wird nach der Lektüre der ersten Seiten des Urteilstextes vom 31. 7. 1948 ohne Zweifel unter dem Eindruck stehen, daß bei Krupp Dinge geschehen sind, die eine harte Bestrafung der Verantwortlichen rechtfertigen. Von der sogenannten „Sklavenarbeit" wird ein Bild entworfen, das den Leser an ein wahres System von Mißständen, ja sogar von Mißhandlungen glauben lassen muß! Die von der Anklage vorgetragene Liste von Greuelgeschichten wurde vom Urteil übernommen und verallgemeinert. Nach dieser Methode ließe sich wahrscheinlich bei jedem zweiten Gefangenen- oder Interniertenlager der Welt ein solches „System" von Mißhandlungen feststellen. Bei einer Zahl von 220.000 Krupp'schen Arbeitnehmern und bei den angespannten Kriegs- und Luftkriegsverhältnissen sind sicherlich Mißstände vorgekommen, aber als Einzelfälle und nicht etwa in Ausführung eines von der Firmenleitung befohlenen Systems! Das staatliche Zwangsarbeiterprogramm wird vom Urteil ohne Zögern der Firma Krupp angelastet, so als ob Krupp bereitwillig einen Teil seiner gelernten deutschen Arbeiter gegen ungelernte Fremdarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge eingetauscht hätte. Auch dem staatlichen Produktionszwang und der totalen Kriegswirtschaft trägt das Urteil ausdrücklich nicht Rechnung. Hinsichtlich der sogenannten „Plünderungen" dürfte der sachunkundige Leser allerdings auch ohne Kenntnis des Verteidigungsmaterials stutzig werden, da das Urteil die idyllischen Zustände der Haager Landkriegsordnung von 1907 als alleingültigen Maßstab für den 2. Weltkrieg heranzieht. Es ignoriert den Wirtschaftskrieg, es ignoriert den Luftkrieg, es ignoriert die Besatzungspolitik seit 1945. Nur so gelingt es, die an der Größe des Krupp-Konzerns gemessen sehr geringfügigen „Plünderungshandlungen" Krupps zu „Verbrechen" aufzubauschen.

Auch einem unbefangenen Leser müssen Ton und Sprache des Urteils auffallen. Sie erinnern an die der Anklage. Nicht zuletzt in der äußeren Form unterscheidet sich das Krupp-Urteil von den Urteilen gegen Flick und die IG-Farben. Stellenweise steigert sich die Feindseligkeit der Sprache fast zur Gehässigkeit. So wird eingangs ein höchst fragwürdiger Anklagezeuge zitiert, der Alfred Krupp mit einem „Aasgeier" verglich, und Richter Wilkins vergleicht in seiner besonders unfreundlichen abweichenden Meinung die Firma Krupp mit einem „Polypen"!

Mit großer Erbitterung mußten die Verteidiger feststellen, daß sie praktisch vergeblich gearbeitet hatten. Das ungeheure Verteidigungsmaterial ist unberücksichtigt geblieben. Es wird im Urteil nicht ein entlastendes Dokument und nicht eine entlastende Aussage zitiert. Verteidigungsmaterial wurde nur dann herangezogen, wenn sich ein ungünstiges Detail herausgreifen und im Anklagesinn verwenden ließ. Die Verteidigung hatte sich bemüht, den Vernichtungskrieg aus der Luft gegen Essen zu schildern, der auf Wohn- und Arbeitsverhältnisse starke Rückwirkungen hatte. Der einzige Erfolg war, daß das Urteil erklärte, Krupp habe seine nichtdeutschen Arbeiter den Gefahren des Luftkrieges ausgesetzt! Mehrfach wurden im Urteil Anklagedokumente zitiert, die das Tribunal im Prozeß als unzulässig erklärt hatte. Das Urteil stellte Behauptungen als erwiesene Tatsachen hin, es wählte bei zwei Auslegungsmöglichkeiten die ungünstige Alternative, es bediente sich zweideutiger oder sinnentstellender Formulierungen und Darstellungen. „In dubio contra reum" scheint immer wieder sein Leitsatz gewesen zu sein. Das Urteil hat darauf verzichtet, seine Feststellungen zu substantiieren und in Richtung auf die einzelnen Angeklagten zu individualisieren. Im Verlauf einer Tatbestandsschilderung werden nur selten Namen von Angeklagten genannt und dann ohne jede Konkretisierung der Beschuldigungen. Auch darin ist das Urteil der Anklage gefolgt: es verurteilte sozusagen „objektiv", obwohl es selbst an zwei Stellen beteuerte, jede strafrechtliche Schuld müßte eine persönliche sein! Dieses selbstverständliche Prinzip aller zivilisierten Strafrechte hat das Krupp-Urteil — sehr im Gegensatz zu den Urteilen gegen Flick und die IG-Farben — wirklich nur in der Theorie anerkannt. Einen weiten Raum gab das Urteil der Anklageforderung, die Mitglieder des Vorstandes der Firma Krupp seien als solche schuldig, gleichgültig, ob sie persönliche Schuld auf sich geladen haben oder nicht. Dabei operierten Anklage und Urteil mit dem Aktiengesetz von 1937 und dem „Führerprinzip" (aus dem Gesetz zur Ordnung der Nationalen Arbeit), so als ob sich ein amerikanisches Militärtribunal des Jahres 1948 strikte an die orthodox nationalsozialistische Gesetzgebung zu halten hätte.

Jedem Betrachter des Urteils muß die Vermögenskonfiskation ins Auge springen, eine Maßnahme, die nur in diesem Fall, wo ein großes Vermögen konfiszierbar war, ausgesprochen wurde. Der Schluß liegt sehr nahe, daß die starke Maßnahme der Konfiskation die eklatanteste innere Schwäche dieses Urteils ist. Die Annahme, es handle sich bei der Beschlagnahme des Kruppvermögens um eine Parallelmaßnahme zum Kontrollratsgesetz Nr. 9 (IG-Gesetz) wird schwerlich glaubhaft zu widerlegen sein.

Für die verurteilten Angeklagten sind die Strafen, wie zu Beginn dieses Artikels gesagt, außerordentlich hart ausgefallen. Die Angeklagten befanden sich meist schon seit 1945 in Haft. Sie wußten bis zum Prozeßbeginn nicht, ob man sie als Zeugen oder als Angeklagte festhielt und verhörte. Sie sahen nach 2 Jahren Haft zum ersten Mal einen Richter, sie konnten erst bei Prozeßbeginn die Hilfe eines Verteidigers in Anspruch nehmen. Die Angeklagten wurden von den Untersuchungsbeamten dazu veranlaßt, zahlreiche Affidavits auszustellen, ohne zu ahnen, daß man sie später in einem gemeinsamen Prozeß mit Hilfe dieser Affidavits gegeneinander ausspielen würde. Sie konnten in dem Prozeß die belastende Wirkung dieser Erklärungen gegen ihre Mitangeklagten nur dadurch ausschalten, daß sie darauf verzichteten, sich als Zeugen in eigener Sache vernehmen zu lassen. Gehört wurden einige Angeklagte im Zeugenstuhl nur zu dem beschränkten Thema des Zustandekommens ihrer Affidavits. Es wurde auf diese Weise versucht zu beweisen, daß sie unter den Nachwirkungen von „duress" gehandelt hatten. So berichtete der Ange-

klagte von Bülow von Ohrfeigen, die man ihm verabreichte, von Hunger und seiner Abmagerung zu einem „Superghandi". Durch die merkwürdige Prozeßkonstellation einer Vernehmung von Angeklagten ausschließlich zu dem „duress"-Thema gab es im Prozeß sozusagen ein „Verfahren" gegen die Ankläger, ein Gegenstück zu dem Contempt of Court-Verfahren gegen die Verteidiger, allerdings ohne Verhaftungen. Charakter und Persönlichkeit der Angeklagten wurden vom Urteil in keiner Weise gewürdigt, nur der Angeklagte Loeser, der 1944 vor dem Volksgerichtshof stand, erhielt wegen seiner Widerstandstätigkeit eine Strafmilderung zugebilligt. Der Vorsitzende des Tribunals wollte ihm sogar jede Strafe erlassen. Ebensowenig nahm das Urteil irgendeine Rücksicht auf Alter oder Krankheit einiger Angeklagter.

Die Härte des Urteils gegen Alfred Krupp und seine elf Leidensgefährten auf der Anklagebank ist in der öffentlichen Meinung des Inlandes und Auslandes auf Kritik gestoßen. Zustimmende Aeußerungen waren nur in roten Zeitungen zu finden. Die Krupp'schen Arbeiter, Angestellten und Pensionäre protestierten gegen das Urteil, sie erklärten, daß es gegen die Menschlichkeit verstoße. Von den Betriebsräten der jetzigen Restfirma war nur der einzige kommunistische Vertreter zufrieden. Er äußerte im Zuschauerraum des Gerichtssaales seine Befriedigung im Gespräch mit seinem Nachbarn und vergaß dabei nicht zu erwähnen, daß er den Ankläger Mr. Mandellaub von seinen Visiten in Essen her als guten Kommunisten kennengelernt habe. Auch der Oberbürgermeister von Essen protestierte und dürfte nicht der letzte gewichtige Kritiker sein. Nicht nur die öffentlich bekundete Kritik ist ein schwerwiegender Faktor zugunsten einer künftigen Revision des Urteils, mehr noch wird das verletzte Rechtsgefühl aller Recht- und Billigdenkenden in die Wagschale fallen, auch wenn diese ihre Stimmen jetzt nicht in der Oeffentlichkeit laut werden lassen können. Gerade jener Teil der Bevölkerung, auf den sich jedes geordnete Regime, auch ein Besatzungsregime, stützen muß, fühlt sich durch das Krupp-Urteil vor den Kopf gestoßen und beunruhigt. Kein anderes Nürnberger Urteil hat die Nürnberger Jurisdiktion in der öffentlichen Meinung so sehr in ein schiefes Licht gerückt, kein anderes Urteil hat so sehr eine baldige Revision der Urteile von Nürnberg herausgefordert!

Einer der führenden Politiker und angesehensten Juristen der USA Senator R. Taft, sagte in einer Rede vor der Republikanischen Partei: „In diesen Nürnberger Prozessen haben wir die russische Idee des Zweckprozesses akzeptiert. ...Ueber dieser ganzen Urteilsfällung steht der Geist der Rache, und Rache ist selten Gerechtigkeit. Indem wir Politik in die Formen rechtlicher Verfahren kleiden, können wir die gesamte Idee der Gerechtigkeit in Europa für viele Jahre diskreditieren."

Das Urteil gegen Krupp und seine Wirkung lassen sich schwerlich treffender charakterisieren.

(von S. 806)

und überlegenen Pianisten auf meisterlicher Empfindungs- und Darstellerhöhe. Schuberts A-Dur-Sonate wurde wie ein an innerer Beglückung überreiches Frühlings-Impromptu gespielt. Beethovens ungleiches Sonatenpaar opus 27 und besonders das Klangwunder der letzten Klaviersonate opus 111 erklang wie ein ins Aetherische zerfließender Traum. Bachs Versonnenheit, Grübelei, Barockschwung, Majestät und Rokokolächeln zeigte wahrhaft bezwingende Beherrschung aller Stilarten, die sich hier durchdringen. Händels Monumentalstil wurde auf dem Klavier wie auf einer Orgel nachregistriert. Die eigne Sonate in G-Moll, im beschossenen Potsdam und im ländlich-idyllischen Thurnau bei Bayreuth 1945 komponiert, besticht durch die ergreifenden Choralphantasie des 3. Satzes, die unerbittlich herannahende Todesdrohung des Eingangs und die rhythmisch so leidenschaftliche Darstellung neuer Lebensenergien im Finale. Ihre Faktur ist modern und doch im besten, also produktiven Sinne traditionsgebunden.

Die deutsche Singakademie hat dank Joseph Reuters grundsolider und energischer Dirigier- und Organisationsbegabung die schwere Krise der letzten Jahre überstanden. Sie ließ sich mit einer durch straffe Chordisziplin ausgezeichneten Aufführung von Händels „Alexanderfest" hören. Sylvia Baumgarten ist als Solistin leider zäh im Stimmlichen sowie temperamentlos. Schlottmanns Bariton wirkte dagegen erfrischend und wuchtig.

Hoffnung und Möglichkeit

Von G. v. A.

In diesen Tagen jährt sich die dreihundertjährige Wiederkehr des Westfälischen Friedens, und es lohnt sich, einen Blick auf die gegenwärtige Lage Europas und der heutigen Welt zu werfen. Die tiefe Niedergeschlagenheit und die Gebrochenheit des europäischen Kulturbewußtseins bestand damals wie heute. Vor dreihundert Jahren hatte Europa und die Kulturwelt der damaligen Zeit gelernt, gegensätzliche Auffassungen, die katholische und protestantische, als zu Recht bestehen und leben zu lassen. Diese Erkenntnis war eine der maßgebendsten für den Friedensschluß. Aus ihrer Anerkennung heraus schöpften die werteschaffenden Geister neuen Glauben und neue Zuversicht und glaubten an eine neue Entwicklung. Und nicht mit Unrecht! Eine der gewaltigsten und schöpferischsten Perioden der europäischen Kultur entstand, der Klassizismus mit Goethe, um nur seinen bedeutendsten Vertreter zu nennen, die Musik eines Bach, Beethoven, Haydn, Mozart, Schubert.

Bei einem Vergleich mit der heutigen Zeit schneiden wir nicht gerade gut ab. Nach einer auch schon über 30 Jahre dauernden Kriegsepoche sind noch nicht die geringsten Anzeichen einer Versöhnlichkeit mit gegenseitiger Duldung zu finden. Ja, man ist mehr denn je bereit, jeden und jede Auffassung zu Gunsten der eigenen zu vergewaltigen. Das gilt für die politische Ideenwelt des Kommunismus in der gleichen Weise wie in der der Demokratie, wo bei der letzteren viele schallenden Worte gebraucht werden, um die Tatsachen zu verhüllen. Wirkliche Toleranz und echter Humanismus werden als überflüssige Anhängsel beiseite geschoben. Obwohl dem Namen nach jede Uniformierung abgelehnt wird und gerade Mitteleuropa mit Deutschland es sich wegen seiner rein äußeren Uniformierung — wobei die äußere deshalb so sehr in Erscheinung trat, weil sie im umgekehrten Verhältnis zur inneren Auffassung und Denkweise der Deutschen steht — gefallen lassen muß, verurteilt zu werden.

Nun tritt heute die geistige Uniformierung in dem Für und Wider der Demokratie und des Kommunismus und der Nivellierung und Vermassung des geistigen, menschlichen und kulturell werteschaffenden Lebens mehr in Erscheinung als in jeder anderen Zeit. Selbst der Nationalsozialismus, der sich anfänglich aus der sich anbahnenden Nivellierung und Vermassung herauszuhalten wußte und ihr später in seinen Führungsschichten doch erlag, hat nie einen derartig gleichmachenden und nivellierenden Einfluß ausgeübt. Und hier lag schon ein Grund, weshalb die Geschichte das Werk dieser Männer nicht gelingen ließ. Die Wirklichkeit, die in der Umkehrusg des Goebbelswortes lag: „Wenn wir nicht siegen, hat die Weltgeschichte ihren Sinn verloren", beweist den überzeitlichen Sinn der Geschichte, wie es auch die bittere Kritik Rosenbergs im Schlußwort in Nürnberg ausdrückte: „Viele Tausende der besten Nationalsozialisten haben sich den Nationalsozialismus anders vorgestellt als er ihnen vorgeführt wurde, ohne entscheidenden Einfluß zu haben, die Dinge grundlegend zu ändern."

Der Vermassungsprozeß eines an sich reinen Wollens hatte auch dort eingesetzt und mußte bei einem Führungsprinzip, welches sicher nicht immer die klarsten geistigen und politischen Kräfte entscheiden ließ, die oft noch den vollkommenen Stempel menschlicher Schwäche in sich trugen, zum Schlusse scheitern.

Beinahe könnte man glauben, daß dieser Prozeß der geistigen und menschlichen Nivellierung gar nicht mehr aufzuhalten wäre. Man braucht nur auf den „sogenannten Weltkongreß der Intellektuellen in Breslau" zu schauen, wo die politisch vergewaltigte Welt in gegenseitigen Vorwürfen der „Intelligenz der Welt"(?) ihren Niederschlag fand. Weltgeschichtlich gesehen ist es beinahe auch eine Ironie, wenn ausgerechnet der ehemalige US-Vize-Justizsekretär John Rogge feststellt, „kein Staat und keine politische Partei hat das Recht, den Menschen vorzuschreiben, was sie zu denken haben". Wer die Frage der sogenannten Umerziehung nach demokratischem Muster in Deutschland und Mitteleuropa erlebt, muß natürlichen und berechtigten Zweifel an der politischen Aufrich-

tigkeit des Westens wie des Ostens hegen. Gerade die Besatzungspolitik eines Clay—Morgenthau mit ihren Kontroll- und Umerziehungsoffizieren, mit ihren demokratisch verordneten Presse- und Nachrichtenorganen, die ausschließlich nach militärischen und politischen Gesichtspunkten dirigiert werden, beweisen das Gegenteil.

Wer Europa frei von kleinen nationalistischen Gedankengängen als eine Einheit ansieht, in der die Völker trotz ihrer verschiedenen Rasse und Denkweise, trotz ihrer verschiedenen Zunge und Differenzierung eine lebendige Vielfalt abgeben, eine Europäische Völkerfamilie, die auf Gedeih und Verderb miteinander zu leben gezwungen ist, wo der Vorteil oder Schaden der einen Nation auf die Dauer den der andern abgibt, der wird gerade aus geistiger und kultureller Einsicht heraus nicht nur eine Möglichkeit, sondern die Notwendigkeit eines politischen und wirtschaftlichen Zusammengehens bejahen, ja, sie durch die Zusammenschrumpfung dieses Erdteils aus der technischen Entwicklung heraus und durch das Hineinspielen der neuen Machtfaktoren Amerika und Asien geopolitisch und politisch glühend befürworten. Europäische Tragik ist nicht allein seine Vielfältigkeit, sondern auch das Eingreifen der außereuropäischen Kräfte, das galt für Türken und Mongolen, wie es heute für Amerikaner und den asiatischen Bolschewismus gilt. Auch die heutigen europäischen Staatsmänner und Politiker sehen das mehr und mehr ein.

Die geistige Struktur eines Europas kann nur vor sich gehen in der Formel des Leben und Lebenlassens. Wirtschaftler, die in solchen Dingen das Naheliegende eher erkennen, handeln danach. Keiner erkennt das klarer als der Vertreter des Marshallplanes, Paul Hoffmann, der aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus unter allen Umständen mit dem sinn- und geistlosen, wirtschaftlichen und politischen Unsinn der Demontagen zu brechen gewillt ist. Und unter derselben Formel zeigt sich auch der politische Sinn der deutschen Arbeiterschaft nicht nur in der Berliner Demonstration gegen den kollektiven Zwang des Bolschewismus, für den die westliche Auffassung das Lob schnell bereit hält, sondern auch in dem Sitzstreik bei den Mannesmann-Röhrenwerken in Düsseldorf gegen den Demontageunsinn, in dem sich verbohrte englische Dummheit und einseitiger

Krämergeist, wie er jenseits des Kanals nicht nur vereinzelt anzutreffen ist, die Hand reichen.

„Jeder Staat hat seine eigene Innen- und Außenpolitik; Wirtschaft, Steuer und Zollwesen gemeinsam", sagt der ermordete Graf Bernadotte in seinem Vorschlag an die UNO über die zukünftige staatliche Form des Heiligen Landes inbezug auf Juden und Araber. Die gleiche Formel kann nicht nur, sondern muß auf europäische Verhältnisse angewandt werden. Unter aller Berücksichtigung der eigenen Art ist nicht das Gegen-, sondern das Miteinander entscheidend.

Was würde die Welt heute sagen, wenn der Vorschlag Bernadottes auf eine Aussiedelung der Araber oder Juden hinausgegangen wäre? Man würde ihn wahrscheinlich als den Vorschlag eines Nichtzurechnungsfähigen beiseite gelegt haben. Dieser „Weisheit letzter Schluß" blieb der unfähigen Staatskunst eines Stalin, Truman und Churchill-Attlee in Potsdam vorbehalten, die 15 Millionen Menschen vertrieb und entrechtete, und die staatsmännische Weisheit der verantwortlichen Besatzungsregierungen nur heute noch dazu reicht, sie von dem einen zu eng gewordenen Raum eines künstlich von ihnen geschaffenen Ländchens zum andern abzuschieben, in der stillen Hoffnung, daß sich diese Frage von selbst löst, wahrscheinlich durch das Absterben dieser 15 Millionen. Diese in Potsdam gelöste Lawine wird ihren Widerhall in den kommenden Jahrhunderten erneut aufzeigen und auf die Urheber und Verantwortlichen in erster Linie zurückfallen.

Wie weit auch diese Politik einer völkischen Dammzerstörung Europas gegen Asien sich heute schon auswirkt, wird daraus ersichtlich, daß USA, und in Abstand und Abhängigkeit davon England —Frankreich fällt infolge seiner politischen Kraftlosigkeit vollkommen aus — den Schutzwall nicht den Deutschen an der Weichsel überlassen kann, sondern ihn nun, weiter zurückverlegt an die Elbe, selbst übernehmen muß. Der Kampf um Berlin, der heute die öffentliche Meinung der Welt beschäftigt und erregt, ist ja nicht viel mehr als ein Kampf um eine vorgeschobene, eingeschlossene Bastion, der aber aussichtslos ist und wo das innere Bewußtsein der Berliner immer noch stärker dazu beiträgt, als die so vielgerühmte und immer noch unzureichende Nahrungsmittelversorgung durch „Skymaster".

Wieviel englische kurzsichtige politische Blickverdunkelung im europäischen Sinne liegt in dem Worte Baldwins „Englands Grenze liegt am Rhein?" Der Fehler ist zu offensichtlich, um noch in eine Diskussion darüber einzutreten. Hier urteilt nicht der Staatsmann, nur der von kleinen Hausinteressen geleitete englische Kleinbürger, der nicht wußte, daß auch England in Europa liegt. Nein, Englands Grenze lag nie am Rhein, sondern in diesem Sinne immer an der Weichsel!

Aufbau und Wiedergeburt Europas kann dank der geistigen Kraft und Haltung der Europäer nur in der Freiwilligkeit liegen.

Die politische Gestaltung eines staatlichen Aufbaus Europas und seines kulturellen und wirtschaftlichen Neubaus ist aber heute nicht allein Europa und seinen Völkern und Staaten überlassen. In demselben Verhältnis ist beides wenigstens zu gleichen Teilen außereuropäischen Kräften in Amerika und Moskau unterstellt, wobei der Bolschewismus bewußt als asiatischer Niederschlag einer Vermassung und Versteppung der menschlichen Seele und des Geistes gedeutet werden muß. Wie weit der moderne Amerikanismus davon frei ist, soll hier nicht untersucht werden. Einer der kritischen Kenner der USA, Colin Ross, hielt ihn gleichfalls für „weit fortgeschritten" und hat sich wohl in erster Linie aus dieser Auffassung gegen ihn gewandt. Beide Kräfte greifen aber bestimmend und gestaltend in diesen europäischen Gesundungs- oder Ausblutungsprozeß, in seine Einigung oder seine Zerstörung ein, bestimmt so maßgebend hinein, wie die außerhalb Roms oder Griechenlands liegenden Völker der Germanen oder Perser es getan haben.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, bedeutet auch die kommende nordamerikanische Präsidentenwahl mehr als nur einen innerpolitisch interessanten Faktor. Und wenn auch die außenpolitischen Dinge in nordamerikanischen Wahlkämpfen weniger entscheidend sind, wenigstens es nach außen hin zu sein scheinen, so werden sie es doch diesmal werden, weil die Auswirkungen der fehlerhaften Politik Roosevelts und Morgenthaus zu schnell zu Tage getreten sind und innenpolitisch schon ihren Widerhall gefunden haben. In der Unmöglichkeit, die bolschewistische Welle aufzuhalten, mit all dem Kraftaufwand und unfruchtbaren Tun bricht sich die Erkenntnis mehr und mehr Bahn, wie falsch es war, den größten Schutzwall, Deutschland, restlos zerstört zu haben und vor dem Dilemma des noch größeren nächsten Krieges zu stehen, von dessen Unabwendbarkeit die Außenpolitik Marshalls überzeugt ist und für die der US-Generalstab, wie der Rußlands kalt und nüchtern seine Vorbereitungen trifft. Wie schnell hat doch die Geschichte das „Nürnberger Urteil" korrigiert, wo noch einer der Anklagepunkte „die Vorbereitung für den Krieg" war.

Die ungeheure politische Schwierigkeit der USA und der Westmächte liegt heute darin, die innere Berechtigung des politischen Kampfes der Deutschen für Europa und das Kulturbewußtsein des Abendlandes gegen die asiatische Flut des Bolschewismus anerkennen zu müssen, und dementsprechend nicht nur eine Aenderung ihrer bisherigen Politik herbeiführen zu müssen, sondern auch eine Rehabilitierung dieser Kräfte einzuleiten. Das nun nach drei Jahren von den gleichen Männern vorzunehmen schafft nicht geringes politisches Bauchweh und dürfte auch mit einer andern parteipolitischen Garnitur viel einfacher vor sich gehen. Der stärkste Widerhall fand sich bisher in der amerikanischen Innenpolitik in der Schaffung der parlamentarischen Untersuchungsausschüsse für die kommunistische Infiltration, die selbst vor der Person des jetzigen amtierenden Präsidenten Truman wie vor der verstorbenen Roosevelts nicht halt machte.

Der vermutlich künftige USA-Präsident Thomas Dewey wird in der Haltung der amerikanischen Unnachgiebigkeit weit, weit härter sein als der heutige Präsident Truman. Das ist mit Sicherheit anzunehmen. Man muß einmal an das Wort Deweys im Wahlkampf 1944 erinnern, als er gewichtig aussprach: „Amerikas Kontinent kennt keine Grenzen". In erster Linie wurde wohl dabei an eine wirtschaftliche Durchdringung der U n i o n selbst gedacht, sicherlich aber auch an die der ganzen Welt. Die wirtschaftliche Expansionskraft der Nordamerikaner ist nicht nur ungeheuer, sondern sie kennt auch keinen Halt. Darin liegt auch die Furcht der Russen und des geistig wie wirtschaftlich verproletarisierten Bolschewisten, der aus der geistigen Bewertung des Materialismus, im Wirtschaftlichen und Materiellen die bestimmende Kraft der Welt sieht, und in der Zustimmung zu dem bequemeren Leben der westlichen Welt den politischen Erdrutsch im Osten fürchtet und ihr durch den eisernen „Vorhang" entgegenzuwirken trachtet.

Das ist wohl auch der größte Gegensatz zum europäischen Denken, das wohl von der Kraft des

Materiellen weiß, seine angenehmen Seiten kennt, seine unangenehmen heute ganz besonders erfährt, das aber aus seiner überlegenen Kultur und Haltung sie nicht zuletzt als endgültig entscheidend und weltbewegend ansieht, und aus diesen Voraussetzungen den Marshallplan mit seinen Vorzügen und auch mit seinen nicht geringen Schattenseiten akzeptieren kann.

Wie USA und ganz Amerika, auch der Süden, eine ungeheure wirtschaftliche Expansionskraft haben, so hat sie Europa geistig und kulturell — die jeder wirtschaftlichen Kraft auf die Dauer als europäische Vereinigung die Wage zu halten weiß und ihr nicht nur gleichzusetzen ist, sondern höher bewertet werden muß. Die Formen des Lebens werden bei den Einzelnen wie bei den Völkern in erster Linie nicht von dem materiellen Besitz und dem materiellen Können bestimmt, nein, weit mehr vom geistigen Gehalt. Bei einer harmonischen Gestaltung des Einzel- wie des Völkerlebens muß sich beides bedingen. Der „Neureiche", ohne inneres Kulturbewußtsein, kann kaum seine Kleidung, geschweige denn das Leben seiner Familie oder seines Umkreises bestimmen. Auf der andern Seite ist aber auch die Lebensform eines kulturell hochstehenden Menschen im wirtschaftlich verproletarisierten Dasein eine Gefahr, weil sie aus ihrer geistigen Haltung bewußt auf eine Aenderung dieses Zustandes dringen muß und wird. Infolge der wirtschaftlichen Unmöglichkeit ist das Anheimfallen einem kulturellen Anarchismus und politischen Nihilismus gegenüber, wie er im Bolschewismus eine Erscheinungsform findet, nur zu leicht gegeben.

In dieser Lage befindet sich heute Europa. Das gilt in erster Linie für Deutschland und aber auch für Frankreich, Italien und den ganzen Westen, England und Spanien nicht ausgenommen, so weit sie politisch auch auseinander liegen.

Wird der tragende Gedanke der Europa-Hilfe und des europäischen Zusammenschlusses in wirtschaftlicher, kultureller und politischer Hinsicht Erfolg haben? Wird es möglich sein, ihn „ohne Blut und Eisen", ohne einen Krieg zu gehen? Dann dürften diese Kämpfe von heute als Geburtswehen eines E u r o p a in politischer und staatlicher Hinsicht geschichtlich wenigstens ihre Berechtigung finden und die Leiden und Opfer der europäischen Völker, und vornehmlich des deutschen Volkes in seinem unvorstellbaren Ausmaß ihre innere Sinngebung erfahren.

Wir stellen fest!

DEMONTAGE.

H a l l e a. d. S a a l e. — Die Waggon- und Anhängerfabrik Lindner in Ammendorf bei Halle stellt monatlich hundert Waggons auf „Reparations-Konto" für die Russen her. Die Mercedes-Werke in Zella-Mehlis-Thüringen liefern monatlich für ¾ Millionen Mark Schreibmaschinen an die Sowjet-Union, die nach den Friedenspreisen von 1938 berechnet werden. Die „Reparationsleistung an Obstbäumen und Beerensträuchern" ist erst kürzlich von den Russen eingestellt worden.

✦

D r e s d e n. — Wie der Londoner „Daily Telegraph" meldet, sollen die Russen Kunstschätze im Werte von über 42,5 Millionen Pfund Sterling aus dem Zwingermuseum in Dresden nach Moskau abtransportiert haben. Bald nach ihrem Einmarsch wurden 1695 der wertvollsten Gemälde durch eine russische Beutekommission der Sowjet-Union als „Geschenk" (?) überreicht. Unter den fehlenden Gemälden sind Correggios „Heilige Nacht", Rafaels „Sixtinische Madonna", 24 Gemälde von van Dyck, 6 von Palma Vecchio, 17 von Rembrandt, 17 von Rubens, 7 von Poussin, daneben eine Anzahl von Werken von Tintoretto, Murillo, Ruysdael, Velasquez, Vermeer, Degas, van Gogh, Manet und Renoir. Uebrig gelassen wurden nur Gemälde von geringerem Wert, außerdem 2 bedeutende Malereien von Veronese, weil ihre Größe den Transport zu schwierig gestaltete.

✦

B e r l i n. — Mehrere hundert deutsche Techniker, Wissenschaftler und Künstler sind in die USA exportiert worden und bilden eine gute Dollarquelle für die JEIA meldet die „Berliner Zeitung". Ein deutscher Techniker, der einen Kontrakt für eine Arbeit in den USA mit 100 Dollar Wochenlohn unterzeichnet, erhält selbst in den USA 20 Dollar, die Differenz schluckt die JEIA, seiner Familie werden ganze 240 Mark ausgezahlt.

✦

D o r t m u n d. — Die „außerplanmäßige" Demontage der Kammfabrik „Kolibri" in Schötmar in Westfalen wird rückgängig gemacht, weil der vorgesehene britische Eigentümer Mitglied der Beschlagnahmekommission gewesen sein soll. Die Firma stand weder auf der damals gültigen Reparationsliste noch hatte sie vorher einen Beschlagnahmebescheid erhalten.

✦

B a d e n. — Die französische Militärregierung hat dem südwürttembergischen Landtag ein Verbot erteilt, die Demontage zu diskutieren und wies die Presse in der französischen Zone an, die „Demontage" nur wohlwollend zu behandeln. „Vive la liberté de la grande nation!"

✦

HUNGER.

N ü r n b e r g. — Eine allgemeine Gewichtsabnahme um 10,7 kg bei Männern und 6 kg bei Frauen ergab in Nürnberg ein Vergleich zum Oktober 1945.

✦

A u g s b u r g. — In der Gemeinde Diedorf wurde bei den Gemeindewahlen zum 1. Mal „die Partei der Normalverbraucher" aufgestellt.

Den Nachrichten nach soll sie die einzige Partei sein, die hundertprozentig alle Deutschen erfaßt.

✦

H a n n o v e r. — Um die unglaublich katastrophale Ernährungslage in Hannover für später einmal festzuhalten, beschloß der Stadtrat von Dinkelsbühl „eine Lebensmittelration eines Tages" zu präparieren und zusammen mit den gegenwärtig gültigen Lebensmittelmarken in das Museum aufzunehmen.

Zum Bedauern aller Deutscher ist es leider nicht möglich, die verantwortlichen Leiter der Ernährungsstellen der Besatzungsregierung in Spiritus oder wenigstens bildmäßig danebenzustellen.

✦

F r e i b u r g i. B r e i s g a u. — Einige besonders eifrige Gemeindebeamte in Stockach hatten neben den Hühnern auch sämtliche Hähne als „eierabgabepflichtig" in die Listen aufgenommen. Man versucht soviel als möglich vom Erzeuger „herauszuholen." Da lachen selbst die Hühner!

✦

B u e n o s A i r e s. — Die bedeutende Zeitung „La Prensa" bringt in einem Artikel aus Genua erneut das Märchen von der Verarbeitung menschlicher Haut in den Konzentrationslagern zu „Lampenschirmen und Büchereinbänden und der Herstellung menschlicher jüdischer Seife."

Bei dem durch den US-General Clay veranlaßten Wiederaufnahmeverfahren gegen Ilse Koch, die damals „zum Tode“ verurteilt und dann „lebenslänglich“ begnadigt wurde, wurde die Unhaltbarkeit dieser Anschuldigungen festgestellt und die Strafe auf vier Jahre ermäßigt.

Es wird noch einige Zeit dauern, bis die von Haß verzerrten Gemüter und modernen Märchenerzähler dieses Märchen beiseite legen wie das der „abgehackten Kinderhände“ im ersten Weltkrieg.



B e r l i n. — „Die Solidarität der Sieger vor dem niedergeworfenen Feind besteht nicht mehr“ stellt ein Reporter der Neuen Zürcher Zeitung fest und stellt dafür zum Beweis Ausschnitte aus zwei Artikeln der „Neuen Zeitung“ (Zeitung der US-Army) und der „Täglichen Rundschau“ (Zeitung der Roten Armee) vom gleichen Tage, dem Tag der deutschen Kapitulation gegenüber, in denen es einmal heißt: „Was in der Stadt geschah, konnte der Führung nicht verborgen bleiben. In allen Stadtteilen kam es massenhaft zu Ausschreitungen. Mancher kehrte nach ein paar Tagen heim, einige nach Monaten, von dem Rest weiß man nichts bis zum heutigen Tage.“

Und auf der andern Seite: „Bereits nach wenigen Wochen hatte es sich herumgesprochen, daß man zum Besuch des Renaissance-Theaters besser keine Pelzmäntel und keine goldene Uhr trägt, weil sich „Cowboys in Bügelfalten“ nicht nur als galante Kavaliere, sondern auch als allzu willige Abnehmer dieser wertvollen Dinge erwiesen, wobei ihre Münzen nur gezückte Pistolen waren.“ (Die Redaktion bemerkt nur dazu: „Kleiner Ausschnitt der von allen vier Mächten besetzten Reichshauptstadt Berlin.) ..



R e c k l i n g h a u s e n. — Die Stadtverwaltung von Recklinghausen in Westfalen sah sich genötigt, der immer weiter um sich greifenden Kompensation mit „weiblichen Reizen in den städtischen Dienststellen“. Einhalt zu bieten. Ein Ausgang vor dem Rathaus unterrichtete die Recklinghäuser davon, daß in letzter Zeit weibliche Rathausbesucher dazu übergegangen sind, die ihnen von der Natur verliehenen Reize bei den Verhandlungen mit den städtischen Beamten ins „Treffen“ zu führen. „Vor derartig unlauteren Methoden wird gewarnt! Sie bedeuten Beamtenbestechung und werden strafrechtlich verfolgt!“

Was würde Eva dazu sagen? Wir wollen es nur als gutes Zeichen werten. Die Reize der deutschen Frau scheinen trotz allen Elends noch nicht verloren gegangen zu sein, daß sie selbst die verknöcherten Herzen einer unnahbaren städtischen Bürokratie in den dunklen Amtsstuben des Recklinghäuser Rathauses in Wallung bringen und sie aus ihrer Ruhe aufscheuchen.

Oder sollte der frühere Oberbürgermeister Bracht von Essen, das nur unweit davon entfernt liegt, mit seinem „Zwickelerlaß von 1932“ wieder auferstanden sein?



Während die UN in Paris den herkömmlichen Reigen um den heißen Brei der politischen Rätsel aufführt, rote und weiße Rosen aneinanderflicht, die von dem einen als duftende Blumen, vom andern als stechender Dornenkranz empfunden werden, treiben in der Welt draußen die Dinge in konsequentem Fluß Entscheidungen entgegen, die mit den Zielen der nunmehr in ihr viertes Lebensjahr eingetretenen Organisation der Vereinigten Nationen nur sehr schwer in Einklang zu bringen sind. Es wäre noch tröstlich, wenn man feststellen könnte, daß eine Lawine, ihren eigenen Gesetzen und ihrer eigenen Schwerkraft gehorchend, blühende Matten ehrlichen Mühens zerwalzt und unaufhaltsam den Niederungen des menschlichen Jammertales zurollt, doch wir können uns leider der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Lawine von entschlossener Hand gesteuert wird. Es sind die gleichen Kräfte, die in heiterer Unbefangenheit auf der Pariser Bühne an Gerüsten des Friedens herumzimmern und daheim finsteren Kriegsvorbereitungen frönen. Hängt das Berliner Problem im buchstäblichen Sinne des Wortes noch immer in der Luft, und der Frieden daran, so faßt die Westeuropa-Union immer mehr Boden, und die Verkettung eines Restbestandes einstiger Weltbedeutung mit den Interessen der neuen Herren macht rüstige Fortschritte. Das englische Imperium, seit der jüngsten Reichskonferenz nurmehr „Gemeinschaft der Nationen" (das Beiwort „britisch" wurde unterdrückt!), hat sich einstimmig für die Sache der Brüsseler Allianz der fünf Europastaaten erklärt, und gleichzeitig ließen die Vereinigten Staaten von Nordamerika und nochmals Canada — das also durch zwei Türen zugleich eintritt: im Verband der Commonwealth und am Arme Onkel Sams — verlauten, daß sie nach den USA-Wahlen sich bereitmachen würden, dem Bunde der Aufrechten beizutreten.

Somit erscheint das ursprünglich etwas klapperig anmutende Gebilde von fünf militärisch und wirtschaftlich nicht gerade beängstigend starken Staaten, die sich in einer Brüsseler Union zusammenfanden, schon in einer Form achtunggebietender Machtballung: Resteuropa, das englische Reich und die für sich allein bereits gewaltige Kraft der USA umfassend. Aus kleinen, verlachten Anfängen wurde also in verhältnismäßig rascher Entwicklung ein Bund geschaffen, der der Riesenausdehnung der Sowjetbünde die Wage halten kann. Was zu beweisen war: die verständnisvolle Zusammenarbeit freier und friedvoller Völker hat es also vermocht, sich in einem Kriegsbund zur Rettung der westlichen Zivilisation gegenüber der kommunistischen Weltgefahr in Einigkeit zusammenzufinden (fehlt allerdings das geistige Band!), und die Morgenröte einer besseren Zukunft leuchtet aus diesem Werk vielversprechend auf.

Doch — leider — handelt es sich bei diesem hellen Schimmer um Kulissenzauber, um künstlich hervorgerufene Effekte: die Entwicklung hat nicht den Weg genommen, die die Darstellung und öffentliche Abwicklung bei den Gläubigen erwecken soll. Es war kein europäischer Samen, aus dem der rettende Baum des Lebens emporschoß.

Wir haben das Ergebnis nordamerikanischer Politik vor uns. Wenn die Nordamerikaner nach den Worten Clays nicht in Deutschland sind, um die Deutschen machen zu lassen, was sie wollen, sollten sie dann andere Gründe in Europa festhalten? Die sich bescheiden dem werdenden Westeuropa als Helfer zur Verfügung stellen, sind es allein gewesen, die sich dieses Instrument ihrer Politik schufen. Nicht USA und das Empire schlossen sich der westeuropäischen Union an, sondern die westeuropäische Union wurde nur zu dem Zweck ins Leben gerufen, um sie einzufügen in den erd-

umfassenden Bau einer see- und landgewaltigen Weltmacht, die ihre Stellung gegen die unruhige Expansion des eurasischen Kolosses der Sowjetbünde zu sichern bestrebt ist. Die Atlantische Union wird aus dem Felde des Planens in das Gebiet der Wirklichkeit übergeführt und greifbare Gestalt hat angenommen, was lang vorausgesehene Entwicklung bringen mußte. Europa hat seine Mittelstellung verloren, die im Komplex des Westeuropabegriffes noch ein Schattendasein fristete, und seine Fahne wurde vor der neuen Flagge der angelsächsischen Atlantik-Union niedergeholt. Die englandnahen Küstenländer, die die entscheidende Rolle in den ersten Phasen dieses Ablaufs spielten — um den skandinavischen Norden wird noch gerungen —, werden zum einfassenden Küstensaum der meerbetonten Machtbildung. Noch ehe das Wort von der Atlantik-Union fiel, war bereits der Marine-Staatssekretär Forrestal zum Leiter des neuen Staatssekretariats für Verteidigung (Verteidigungsministerium), Land-, Luft- und Seestreitkräfte der USA umfassend, ernannt worden, das Uebergewicht der Flotte in der Neuordnung damit unterstreichend, wie sie im britischen Empire stets den Vorrang genoß. Dazu steht nicht im Widerspruch, daß es der strategischen Luftwaffe nach mehr als einjährigem Streit gelang, ihre Selbständigkeit gegenüber der Flottenleitung durchzusetzen: auch die Luft ist ein Meer, offen nach allen Seiten und ohne Grenzen, und das Luftmeer tritt der See würdig und gleichberechtigt zur Seite. Es ist ebenfalls nicht ohne Sinn, daß sowohl Roosevelt wie Churchill, die Wegbereiter der neuen Machtgestaltung, aus der Kriegsmarine zur Staatsleitung kamen. Der Telegrammwechsel zwischen Roosevelt und Churchill seit 1939 beweist den Alarm um das Schicksal der englischen Flotte, den bei Roosevelt, dem Präsidenten des neutralen Amerika, der Zusammenbruch Frankreichs und die drohende Invasion Englands im Jahre 1940 auslösten: die Beherrschung der See durch angelsächsische Macht — inzwischen ist das Luftmeer zur See hinzugekommen — ist ein Ziel, das Roosevelt stets im Auge hatte.

Je deutlicher die Atlantik-Union in den Vordergrund tritt, als Ausdruck der angelsächsischen Machtkonzentration gegenüber dem slawischen Ausdehnungsdrang, desto klarer wird Westeuropa in eine Randlage gedrückt, bezw. von beiden Seiten aus gesehen, in den Zerrungsraum zwischen den Mächten. Es ist Amboß geworden, den Hammer schwingen andere. Der ursprüngliche Fünferblock ist nur noch ein,

wenn auch wesentlicher, Pfeiler im großen Gebäude einer weltumspannenden Macht, deren Zentrum nicht auf dem alten Kontinent aller weißen Kultur liegt, und gleichzeitig das erstrebenswerte Ziel einer zum Fanatismus erwachten Steppenmacht, die an Europas Kultur kein Interesse hat, was man sich auch einbilden mag, sondern die Europa auch geistig versteppen wird, sobald seine Heere darüber gebieten.

War das europäische Mittelmeer einst der Mittelpunkt der Welt, dann Durchgangsweg nach den Ländern des Ostens, so ist heute seine Bedeutung nur zu erfassen, wenn man es vom Atlantik her sieht, als einen Ausläufer dieser schicksalsträchtigen Fluten, die die Ausstrahlungen nordamerikanischer Weltgeltung ostwärts tragen, wie die unermeßlichen Weiten des Pazifik auf der andern Seite in die Ferne ziehen. Die drei alten Landzungen, die aus dem Körper Europas in das Mittelländische Meer ragen — Spanien, Italien, Griechenland — spielen darum die gleiche wichtige Rolle wie die Nordküste Afrikas und der Landabschluß im östlichen Teil, die Türkei und Palestina. Ihnen allen gilt die stete Aufmerksamkeit Washingtons und trotz der zögernden englischen Haltung im Falle Spanien ist eine nordamerikanische Militärmission in den Pyrenäen und in Madrid gewesen; die kühle Behandlung der im Exil vegetierenden spanischen Demokratenregierung die ganzen Jahre hindurch und trotz der Zenitstellung der Weltdemokratie findet heute ihre natürliche Erklärung: daß die demokratische Sonne nur dem ihre Gnade schenkt, der machtpolitischen Interessen nützlich ist, wird in ihrem Falle offenbar. Noch sind gewisse Rücksichten zu nehmen, und sie sind um so ratsamer, wenn es sich um eine Sozialistenregierung (wie in England) handelt, die den gesinnungsverwandten spanischen Brüdern wohl freundlich aus der Ferne zunickt, doch in Geschäften lieber mit dem verhandelt, der mehr zu bieten hat als treudemokratische Ueberzeugungen. Man weiß es schon sehr lange — schon als man die Madrider Regierung aus der hohen Loge der UN herab verdammte —, daß ein Regierungswechsel in Spanien Moskau in die Hände spielen würde: im demokratischen Biedermannspiel gewinnt allemal der „Volksdemokrat". Diese Erfahrungen hat man überall da



gemacht, wo man die demokratische Freiheit zugunsten des kommunistischen Kriegsgefährten zur Bedingung der Neuordnung machte: in allen osteuropäischen Ländern, in China und in Indonesien. So bricht die Faust der Staatsräson allerorten, auch im eigenen Haus, durch den zerlöcherten Seidenhandschuh der Duldung hindurch. Es ist verständlich, wenn man in Spanien das für einen Demokraten peinliche Handwerk gern andern überläßt.

Wenn manche alten Vorstellungen gefallen sind und etwa die Grenze der Vereinigten Staaten heute in Berlin liegt — solche hinausgeschobenen Grenzen sind allerdings für den Frieden nicht förderlich, sondern, wie die englische Grenze erst am Rhein, dann in Danzig zeigte, recht eigentlich Vorboten kommender Kriegsstürme —, so hat man sich auch nicht darüber zu wundern, wenn am Mast einer als westeuropäische Union vom Stapel gelassenen Brigg plötzlich die Flagge einer Atlantik-Union auftaucht. Und hat man diese Atlantik-Union etwas näher kennen gelernt, so daß man weiß, von wo sie kommt und wohin sie steuert, so wird es auch kein großes Kopfschütteln mehr hervorrufen, wenn in ihrem Kielwasser eines Tages Fez und Tarbusch moslemitischer Mitschwimmer durch die Wellen ziehen. Noch lassen die spärlichen Nachrichten bündige Schlüsse nicht zu, ob es sich bei dem Projekt eines Zusammen- und Anschlusses von 12 mohammedanischen Mitteloststaaten (von Aegypten bis Pakistan, über das ganze arabische Mosaik hinweg) um frohe Wünsche und erstrebenswerte Ziele, oder um bereits in der diplomatischen Ausführung begriffenes Rüstzeug für die Rettung der Zivilisation vor der kommunistischen Ueberflutung handelt. Sicherlich liegen diese Staaten gerade passend, um den Kreml vom mesopotamischen Oel und von der Brandung des Indischen Ozeans fernzuhalten. Der von zwei Seiten — über den Atlantik und über den Pazifik hinweg — die Erde umspannende Einkreisungsgürtel gegen die Sowjetmacht drängt sicher nach Vollendung, und in Asien gibt es schwache Stellen, an denen der Druck des Kreml um so fühlbarer wird. In China ist gegen das Vordrängen sowjetischer Macht noch kein Heilmittel gefunden, und die bis zum Jangtse gelangten kommunistischen Heere drohen mit einem Durchbruch nach der südchinesischen Küste, der aus dem Bereich der Phantasie herausgerückt ist, nachdem die Schwäche des nationalen China sich in den letzten Monaten bloßlegte. Damit würde aber eine Verbindung mit den Brandherden Südostasiens hergestellt, wo überall die Flammen hochschlagen. Schwerwiegender als die immerhin bedeu-

tende Entfernung von den großen Flüssen des Nordens bis Kanton, der Heimat Sun Yat Sens, ist die geschichtliche Tatsache, daß um das Schicksal ganz Chinas stets im Norden gewürfelt wurde, und die Würfel brachten letztlich Tschiang Kai Schek keinen Gewinn. Offene kommunistische Aufstände hat man erst vor Tagen in Südkorea und in Java gegen die indonesische republikanische Regierung als niedergeschlagen gemeldet, doch im Dschungel des Hinterlandes von Singapore und Burmas stößt man auf härtere Nüsse, seit langen Monaten durchzieht dort Krieg und Aufruhr das Land. Ebenso wenig stabil sind die politischen Verhältnisse im indochinesischen Reich der Franzosen, und je näher Moskaus Schatten sich in den Bereich des Monsun vorschiebt, desto stärker wird der Wille nach Unabhängigkeit von weißer Vormundschaft: der Kreml schickt gleichfarbige Gesellen auf Seelenfang. Es ist müssig, dem Problem nachzuhängen, ob in Malayenhirnen ein kunstgerechtes Bild des Marxismus entsteht, das ist unwichtig. Entscheidend ist, daß die weißen Herren vom Steuer verdrängt sind und das asiatische Sowjetreich sich sehr geschickt in das turbulente Stück Erde einführt, an das die Fluten zweier Weltmeere schlagen und in dessen Nähe eine unermeßliche Inselflur, mitten in dem Machtbereich des Rivalen um die universale Herrschaft verstreut, lockt. Wie weit in Asien die Unruhe um sich greift, wird daran deutlich, daß selbst in verträumten indischen Städtchen, über denen wie eine seltsame Erinnerung an vergangene Zeiten noch die Trikolore Frankreichs weht, Mahé, Pondichéry, und von denen sonst die geschäftige Welt keine Kenntnis nimmt, die Brandfakkel geschleudert wird.

Der endgültige Sieg Mao Tse Tungs, des chinesischen Kommunistenführers, über Tschiang Kai Schek, würde für Moskau ungeahnte Gewinne bergen und einen Machtzuwachs bringen, von dem das kurzsichtig streitende Europa sich keine Vorstellungen macht. Um Provinzen, die dem deutschen Land lebensnotwendig sind, um Stücke aus seinem Körper schlägt man sich und debattiert Europa, währenddessen die Sowjetunion in Asien sich Landgebiete einverleibt, in deren Weiten ganz Europa mehrmals verschwinden kann und die seine Macht immer weiter anschwellen lassen. Daß das räumlich kleine Europa wertvolleren Kulturboden umfasse, daß es in bevorstehenden Entscheidungen nicht auf die Quantität Asiens, sondern die Qualität Europas ankomme: liegt darin nicht zu viel Selbstüberschätzung und zu wenig Sinn für

die brutale Wirklichkeit? Wer gewährleistet, wer verspricht denn der europäischen Kultur Ewigkeitsdauer, dem europäischen Menschen seinen Vorrang, wenn Europa und der Europäer sich selbst aufgeben, die besten Werte zerstören und sich unfähig erweisen, sich als selbständiger Faktor im drohenden Chaos zu erhalten? Der asiatische Bolschewismus — das mögen die nicht vergessen, die die Zeit Bismarcks und des Zarentums sentimental beschwören, — wünscht keine europäische Kultur in seinem Herrschaftsbereich: die Steppe will nicht den prangenden Wald des Geisteslebens, nicht die ragenden Türme ethischer Werte, sondern die gleichförmige Ebene marxistischer Verflachung. Auf der andern Seite: kann Europa seine Hoffnungen setzen auf die, die es in den Stunden der Entscheidung verrieten und dem Bolschewismus in die Hände spielten? Die heute wieder Europa zum Vorspann fremder Machtinteressen einsetzen? Europas Zukunft ruht nur in Europa selbst, im europäischen Menschen und in einer von fremdem Geist erfüllten Militärallianz liegt nur das Verderben beschlossen, wenn nicht in ihr und trotz ihr ein europäischer Gemeinschaftsgeist ersteht, der durch das Feuer des kommenden Weltbrandes sich hindurchrettet. Ansätze dazu können wir weder in England sehen, noch in Frankreich, die beide wenig europäisches Verhalten in ihrer Geschichte gezeigt haben. Der geistige Jungbrunnen Europas ist Deutschland, das am schwersten in seiner ganzen Vergangenheit geprüfte Land des Kontinentes, das am meisten unter der Zerrissenheit und Uneinigkeit Europas gelitten hat, das die meisten Verwüstungen durch die Einbrüche Asiens durchgemacht, auch die opferreichsten Kämpfe um Europas Erhaltung und Bestand durchgefochten, und das aus dem immer fließenden Born seines schöpferischen Geistes Europa am meisten gegeben hat, in harten Zeiten stets die Feinde von Europa fernhielt, nie sie aus selbstsüchtigen Beweggründen nach Europa hineinführte.

Die Tatsache der atlantischen Union allein beweist die Richtigkeit unserer These: ohne Deutschland muß Europa nach fremder Hilfe greifen.

Es ist nicht mehr in der Verfassung, aus eigenen Mitteln, aus eigener Kraft dem Kommenden die Stirn zu bieten, es lebt in dieser Zeit des Waffenstillstandes — nicht des Friedens — von überseeischer Unterstützung und muß im Krieg gänzlich auf fremde Hilfe angewiesen sein. Was unter gesunden und vernünftigen Verhältnissen — und warum stellt

man sie nicht her? — die kontinentaleuropäische Macht Deutschland für Europa leistet, das muß jetzt von außereuropäischen Kontinenten erbettelt, erhandelt und mit der Aufgabe der Selbständigkeit und Handlungsfreiheit bezahlt werden, denn die Geschichte, die nach Spengler völlig unsentimental ist, kennt keine humanitären Vorgänge und keine Hilfe, die nicht ein politisches Geschäft wäre: Humanität dient in der Politik stets nur zur Verschleierung der realen Dinge, und der angelsächsisch-puritanischen Mentalität blieb es vorbehalten, ihren Begriff als gangbare Münze geschickt in den Machtkampf einzuführen und auszuwerten. Aber schon von der Sowjetunion wird diese Münze nicht mehr in Zahlung genommen, und dieser Gegensatz beleuchtet klar ihre wahre Bedeutung und das Fehlen universaler Anerkennung.

Die Tatsache der Atlantik-Union geht mit der Ausschaltung Deutschlands als eines gleichberechtigt handelnden Subjektes der verstümmelten und ihres Wesens beraubten europäischen Gemeinschaft Hand in Hand: der Widersinn der Demontagen und der Ausraubung der deutschen Wirtschaft im Sinne der Morgenthau-Lehre geht unverändert fort, während sich das Gewitter schon über Europa und die Welt zusammenzieht. Eine solche Politik bedeutet die Ohnmacht der volkreichsten und leistungsfähigsten Nation Europas im Augenblick schicksalhafter Entscheidungen, und daraus werden sich für den alten Kontinent folgenschwere Wirkungen ergeben müssen. Seine Zukunft ist nicht zu trennen von der Zukunft Deutschlands, Europa ist schwach und hilfloses Objekt fremder Gewalten, solange man Deutschland in dieser Lage hält.

Europa hat noch eine Zukunft, soweit ein deutsches Volk das Chaos der Zeiten zu überstehen vermag. Es liegen in ihm stärkere geistige Kräfte unausgeschöpft beschlossen als sie das bezopfte Mandarinentum Frankreichs und der flache Handelsinstinkt der englischen Inseln hervorzubringen vermag.

Wohl ist die Gegenwart trübe, noch durch keinen Schimmer einer hellen Zukunft erfüllt — nur grelle Blitze aus Wetterwolken zeigen die trostlose Mondlandschaft, die neues Verderben aufnehmen soll. Aus Hort und Hoffnung der Menschheit — aus Europa — wurde eine Außenbastion im Kampf neu heraufgekommener Reiche, von denen wir nicht wissen, ob sie das Erbe Europas begreifen und erhalten können. Darüber, scheint es, sind sich die verantwortlichen Politiker Resteuropas noch nicht klar geworden — die Selbstsucht lähmt ihre Erkenntnis. In der Kleinräumigkeit ihrer Gedankenwelt sehen sie nicht die sich vollziehende Neuaufteilung der Welt, und während man bei geschlossenen Fenstern auf Kongressen, Konferenzen und Tagungen, in Presse und im

Gezänk der Parteienpolitik blindwütig sich mit jeder Art ismen herumschlägt, als wenn die Erde eine Akademie unwissenschaftlicher Philosophen wäre, wird draußen im Gewühl der Welt mit Mitteln der Machtpolitik, mit den Augen der Realität und mit der Rücksichtslosigkeit eines mitleidlosen und gänzlich unhumanitären Kampfes ums Dasein eine Neuschichtung durchgeführt, die sehr verschieden ist von den Bauprojekten in Atlantik- und San Francisco-Charter. Da geht es nicht um Recht, sondern um Macht, und wenn ein Recht herrscht, so ist es das Recht des Stärkeren, das die letzten Satzungen internationalen Vertrauens niedergeboxt hat. Für den Sieg des „internationalen Rechtes“ kämpfte man zwei Weltkriege, — für die Geltung des Faustrechtes und das unumschränkte Gebot des Siegers. Es wird letzten Endes gleichgültig, welche Farben auf den Fahnen moderner Kreuzritter und Weltbeglükker prangen.

Mag heilige Einfalt den seit Brüssel zurückgelegten Weg als einen europäischen preisen und mögen sich die Führer auf diesem Wege in die Brust werfen als Retter der Zivilisation, die Wahrheit sieht anders aus und sehr viel phrasenloser.

Wer das europäische Orchester dünnklingender Geigen dirigiert, wird auch sonst sehr deutlich. Man bot Washington die Leitung und Lenkung des neuen Bundes an — das Weiße Haus winkte gnädig ab: wohl ist es bereit und gerüstet, die fertig geschmiedete Krone, die für die andern doch zu schwer ist, anzunehmen, doch seine Grundsätze verbieten es ihm, in europäischen Fragen Anweisungen auf offener Bühne zu geben. Die Drähte, an denen Marionetten tanzen, sieht man im Zuschauerraum nicht. Und während USA sich seinen inneren Wahlen widmet — solange möge die Welt warten —, geht Europa Verpflichtungen ein, aus denen für Amerika dann das Recht erwächst, im Fall des Krieges zu entscheiden, ob und wann der Augenblick seines direkten Eingreifens gekommen ist: Recht und Pflicht in diesem Bund zwischen Löwe und Lamm sind durch den Ozean getrennt — wird man nicht doch noch in letzter Stunde sich des deutschen Hirten erinnern, wenn der Wolf in die europäische Hürde bricht?

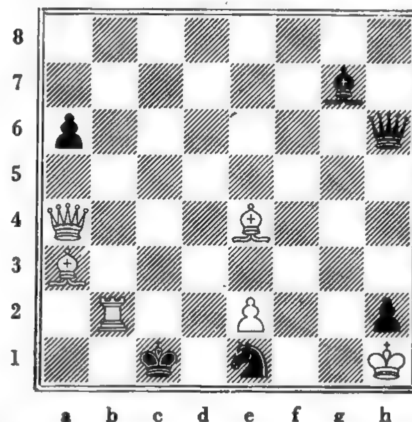
OBSERVATOR.

Schachecke

17. AUFGABE.

Von Walter Frh. von Holzhausen.

(„Deutsche Schachblätter", 1935).



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung im nächsten Heft; die Namen der Einsender richtiger Lösungen werden veröffentlicht.

Lösung der 16. Aufgabe: 1. *b2-b4.* Abspiele: 1 ... *cxb3* al paso. 2. *Db4* matt; 1 ... *c3.* 2. *Dh4* matt; 1 .. *Kc3.* 2. *Dxe3* matt; 1 ... anders. 2. *De5 matt.*

Richtig gelöst von den Herren: Werner Spellenberg, Blumenau und Jul. Hauser, Ivoti (beide Nr. 15); Horst Eger, Santa Fe; Werner Everts, Buenos Aires; K. Hofmann, Florida; Walter Ostaschinski, Villa Ballester; W. A. Schmuck, Buenos Aires; Gerd von Schütz, Guerrico, Río Negro; F. Walter, Buenos Aires; Edgar Heurich, São Leopoldo; Werner Spellenberg, Blumenau (alle Nr. 16).

ÄRZTE-TAFEL

Dr. FEDERICO E. AUGSPACH

Médico Cirujano
Lunes, Miércoles y Viernes de 14 a 16 hs.
CHILE 1449 - 2° piso D **T. A.** 38 - 7419
Privat: **T. A.** 73 - 8562.

Dr. DINKELDEIN

Innere und Hautkrankheiten
Naturheilverfahren - Homöopathie.
Sprechstunden von 11—12 und 17—20 Uhr.
MONROE 2689 **T. A.** 76 - 0038

Prof. Dr. HINZE

Neuzeitliche Zahnbehandlung
Röntgenuntersuchung
Moderner Zahnersatz

ESMERALDA 421 **T. A.** 31 - 7314

Dr. LEO M. GRIEBEN

Direktor vom Roten Kreuz in San Andrés.
Sprechstunden täglich von 15—18 Uhr.
MASSINI 335 **Villa Ballester F.C.C.A.**
T. A. 758 - 0705.

Dr. E. C. HOFFMANN-BREUSTEDT

Consultorium: CORDOBA 795
Montag, Mittwoch, Freitag von 15—18 Uhr.
T. A. 31 - 2126
Privat: **Olivos, J. B. Alberdi 1801—65.**
T. A. 741 - 2059

Dr. G. A. F. LIENEMANN

Zahnarzt Röntgenuntersuchung
Villa Ballester: San Lorenzo 50
nur auf telef. Anmeldung 758 - 1246
Vicente López: Ramón Melgar 780
Mittwoch 17-20 Uhr — Samstag 14-17 Uhr.

Dr. PAUL MEHLISCH

Médico Psiquiatra
Innere Medizin, Nerven- u. Kinderkrankheiten.
Von 14—16 Uhr.
CALLAO 1134 **T. A.** 41 - 2352

Dr. H. MÜNSTER

Sprechstunden: Dienstag u. Donnerstag 15—17,
Sonnabend 16—18 Uhr oder nach Vereinbarung.
CORDOBA 838 VI
Tel. Anmeldung erbeten: T. A. 32 - 0886.
Privat: 741 - 5857.

Dr. F. F. HEISECKE

Belgrano, Cabildo 1656 - T. A. 73-6727
von 17 bis 20 Uhr
Martínez, Avda. Santa Fe 2441 - T. A. 742-0313
von 15 bis 16 Uhr

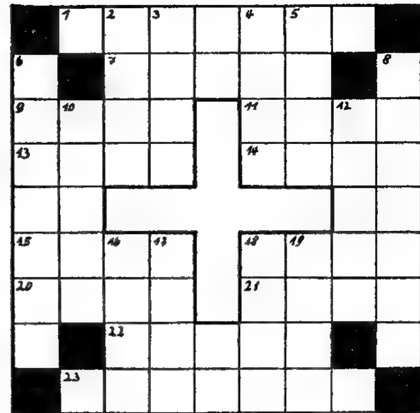
Dr. MAX NEVE

Facharzt für Chirurgie
Montag, Mittwoch, Freitag von 15—17 Uhr.
CORDOBA 838 - T. A. 32 - 0886
Privat: T. A. 41 - 7248

Dr. PEPPERT

von 17—21 Uhr. Innere und Frauenkrankh.
Arzt der Gesellschaft für Naturheilverfahren.
Gerichtsarzt der Fakultät von Buenos Aires.
X-Strahlen.
CABILDO 2412 **T. A.** 73 - 5441

RÄTSEL



KREUZWORTRÄTSEL Nr. 40

Waagrecht: 1 Bergmann; 7 hart, undurchbrechbar; 9 anderes Schreiben des Flußes Roer; 11 musikal. Abk. für: zu zweien; 13 schwach an Verstand (weibl. Person); 14 Almhirt; 15 Stadt in Rußland; 18 (Leandro N.) argent. Rechtsanwalt und Politiker 1845—1896; 20 weibl. Vorname (Kurzform); 21 weibl. Vorname; 22 Bett, Schlafstätte; 23 Dienstboten, Hausangestellte.

Senkrecht: 2 zähflüssige Maße; 3 Schätzung und Anerkennung; 4 Pflanze der Wiese; 5 Schluß, Aufhören; 6 Staat in Nordamerika; 8 Erinnerungsbauwerk; 10 Provinzhauptstadt in Bolivien; 12 Blatt der deutschen Spielkarte; 16 Laubbaum; 17 Marmorbruch in Tirol; 18 Hafenstadt in Südwestarabien; 19 engl. Adel.

AUFLÖSUNG VON HEFT No. 10.
Nr. 39 — Kreuzworträtsel.

Waagrecht: 1 Taler; 5 Bach; 9 Ural; 11 Rho; 12 Tag; 13 Adamon; 14 Ungar; 16 Ra; 17 Ani; 18 man; 21 Egk 23 ein; 24 NB; 26 Elite; 28 Alfred; 30 Rod; 32 See; 33 Leda; 34 Tinte; 35 Einem.

Senkrecht: 1 Tute; 2 Ara; 3 Lagune; 4 el; 6 Arm; 7 Chor; 8 Honan; 10 Adam; 13 AG; 15 Niger; 19 Nieren; 20 Knast; 22 Klee; 25 Blei; 27 Edam; 29 Fen; 31 Ode; 33 Li.

Jacky

Eine Hundegeschichte

VON CHRISTEL KÖRTE

Es wurde Herbst in Patagonien. Ich sah aus dem Fenster meiner kleinen, verrußten Küche hinab ins Tal, wo die Wiesen nach dem ersten Frost braun und vertrocknet unter den steinigen Bergzügen lagen. Wildgänse flogen in ausgedehnten Scharen drüber hin, unter großem Geschrei hatten sie sich auf die Reise nach dem wärmeren Norden gemacht, und ich sah ihnen ein bißchen wehmütig nach, denn ich mußte im kalten Chubut, hoch oben in den Bergen, zurückbleiben. Durch die Ritzen unseres kleinen Wellblechhäuschens fegte der kalte Wind, und er rüttelte und schüttelte das ganze wacklige Gebäude, daß es nur so rasselte. Der Garten, welcher uns sowieso nie übermäßig mit Gemüsen oder Blumen versorgt hatte, war jetzt fast ganz leer, nur hier und da standen noch ein paar erfrorene Kohlpflanzen, welche das einzigste Gemüse des täglich wiederkehrenden Pucheros abgaben. Sie schmeckten ganz bitter und gaben der Suppe eine schmutzig grünliche Farbe, welche das Essen keineswegs appetitlicher wirken ließ und meinen Mann dazu veranlaßte, auf den Genuß von Vitaminen gänzlich zu verzichten.

Zum ersten Mal, seit wir in der kleinen Estanciasection „Los Zorros" eingezogen waren, kam ich mir wirklich verlassen und einsam vor. Den Mangel an menschlicher Gesellschaft war ich schon lange gewöhnt, denn das nächste Haus lag 70 km weit von uns entfernt, in der Ebene, und ich erwartete vom Leben keinerlei menschliche Gesellschaft mehr, außer der meines Mannes. Aber an Vögeln, Käfern, Fröschen und Blumen hatte es bisher nie gemangelt, sie hatten Leben und Bewegung in die Einöde gebracht, und nun waren sie auf einmal alle fort.

Da war es ein Glück, daß ich Jacky hatte.

Jacky war mein Hund, d. h. er war eigentlich nicht mein Hund, sondern gehörte Herrn Angler, welcher auf der Hauptestancia lebte. Dieser hatte ihn für über 200 Pesos gekauft, denn Jacky war ein reinrassiger Boxer, aber gerade

diese Tatsache verleidete ihn seinem Herrn. — Denn Jacky war kein Schafhund und wollte um alles in der Welt keiner werden. Alle Boxer reißen lieber Schafe, als daß sie mit ihnen arbeiten, und Jacky bildete in dieser Regel keine Ausnahme. Sobald er von der Kette losgemacht wurde, stürmte er in den Kamp und jagte Schafe, bis er müde war, dann kam er blutbespritzt und erschöpft nach Haus, legte sich nach der, auf diese Eskapaden unweigerlich folgenden Tracht Prügel neben den Kamin, wo er bis zum nächsten Morgen ohne merkliche Zeichen der Reue schnarchte. Ließ man ihn dann wieder ins Freie, konnte man sicher sein, daß er binnen weniger Minuten abermals ausreißen und sich dergleichen mörderischen Tätigkeit widmen würde, wie tags zuvor.

Dieser Sport von Jacky war aber natürlich für die Estancia zu kostspielig, darum wurde er in einen Zwinger eingesperrt, wo er nun Tag und Nacht am Gitter heraufsprang und jämmerlich nach Gesellschaft winselte. Denn Jacky war ein dummer Hund, er lernte nichts aus Erfahrung. Er weigerte sich überhaupt, irgendetwas zu lernen, und darum hatte sein Herr ihn seit langem satt. Am liebsten hätte er ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt, aber immer, wenn er drauf und dran war, Jackys Dasein ein Ende zu machen, erinnerte er sich daran, für wie teures Geld er ihn erstanden hatte, und das rettete dem Hund denn jedesmal von Neuem das Leben. Denn Herr Angler war ein sparsamer Mann.

Und dann, eines Tages, hatte er Jacky zu mir rauf nach Los Zorros gebracht.

„Sie brauchen einen Beschützer, wenn Ihr Mann ausreitet", hatte er großmütig gesagt, „hier bringe ich Ihnen meinen Jacky. Wenn Sie einmal von hier fortziehen, können Sie ihn mir ja wiedergeben."

Damit hatte er sich mit einer großen Geste seiner weiteren Ueberwachung enthoben, ohne ihn direkt verschenkt zu haben.

Bei uns aber zog mit Jackys Einzug der häusliche Friede aus. Mein Mann hatte mit viel Mühe und Geduld einen kleinen Garten angelegt, in welchem er jede einzelne Pflanze kannte und mit Spannung wachsen sah — und

nun kam Jacky, trat auf alle Beete, buddelte überall große Löcher, legte sich auf die schönsten Blumen zum Mittagsschläfchen nieder. Kurt haßte ihn dafür aus aufrichtigstem Herzen, und daß Jacky, wenn ich ihn voller Verzweiflung ins Haus einsperrte, alle Teppiche, Schuhe und Gardinen anknabberte oder ganz auffraß, machte ihn meinem Mann naturgemäß auch nicht sympathischer. Aber alle schlechte Laune, welche zerknickten Blumen, ausgegrabenen Kohlköpfen und ramponierten Möbeln folgte, war gering gemessen an dem Sturm, welcher nach einem von Jackys Ausflügen in den Kamp losbrach. Wenn Kurt abends nach Haus kam und Jacky sah, umwölkte sich sein Blick und man merkte, wie schwer es ihm fiel, den unerwünschten Hausgenossen nicht mit einem Fußtritt zu begrüßen. Aber wenn er heimkehrte, und Jacky war **nicht** zu sehn — ja, das war noch viel, viel schlimmer.

„Wo ist die Bestie denn schon wieder hin?“ fragte er dann mißtrauisch.

„Wo soll er denn sein — natürlich irgendwo unter einem Bett!“ versuchte ich zuerst abzulenken. Aber es trat nur allzubald zutage, daß er unter keinem Bett und überhaupt nirgends im Haus war, und wenn er dann spät abends blutbefleckt und mit eingezognem Schwanz ankam, konnte absolut kein Zweifel mehr darüber bestehn, wo er gewesen war.

„Dein Liebling hat uns mal wieder um vier Schafe und drei Lämmer ärmer gemacht“, berichtete Kurt am nächsten Tag beim Mittagessen, „totschießen sollte man den Köter.“

„Du kannst ihn nicht totschießen“, sagte ich dann hastig, „er gehört uns ja gar nicht.“ Dies war der einzigste Trumpf, den ich immer wieder in der Hand hatte, und ich spielte ihn nach jeder neuen Schandtat meines Jacky voller Eifer aus.

Denn trotzdem Jacky so dumm und friedestörend war, liebte ich ihn, weil er mein einzigster Gesellschafter war.

Er tröstete mich auch heute, als ich mich, von der Trostlosigkeit dieser großartigen patagonischen Einsamkeit ein bißchen überwältigt, vorm Kamin im Wohnzimmer niederließ, um dort ein kleines Feuer zu entfachen. — Er schob seine schwarze Schnauze in meinen Schoß und ließ sich hinter den Ohren kraulen, und als ich ihn nicht mehr kraulen wollte, legte er seine großen Pfoten auf meine beiden Schultern und versuchte, mir das Gesicht abzulecken, was ich mir aber trotz aller Liebe nicht gefallen ließ. Schließlich, als das Feuer brannte und ich mich mit einem Buch davor setzte, legte er sich auf

meine Füße und blinzelte solange in den Schein der Flammen, bis er einschlief.

So fand Kurt uns, als er mittags heimkehrte, und weil er eine Neuigkeit zu berichten hatte — was nur zu selten bei uns vorkam — vergaß er sogar, Jacky mit einer abfälligen Bemerkung zu begrüßen.

„Da oben in den Bergen läuft ein Verrückter herum", sagte er, „ein Indio, der sein ganzes Geld verspielt hat. Die Polizei ist hinter ihm her, denn er hat die Angewohnheit, ahnungslose Leute von hinten zu beschleichen und mit einem Knüppel übern Kopf zu schlagen — nur so aus Zeitvertreib — und da wollen sie ihn natürlich lieber einsperren. Aber der Kerl ist ein so geschickter Reiter, daß man ihm nicht beikommen kann. — Er fängt wild herumlaufende Pferde mit seinem Gürtel und reitet sie ohne Sattel oder Zaumzeug. Im Moment hat er anscheinend meinen guten Rosillo adoptiert — hoffentlich bricht er sich den Hals mit ihm!"

Mit diesem frommen Wunsch ließ sich Kurt zum unvermeidlichen Puchero nieder, welchen er heut in der Reihenfolge: erst Fleisch und dann Suppe verzehrte, allerdings nicht, ohne vorher alle Kohlblätter aus letzterer herausgefischt zu haben. Um uns etwas Abwechslung im täglichen Menü zu verschaffen, aßen wir den Puchero in zwei verschiedenen Reihenfolgen: Entweder wir aßen das Fleisch zuerst und die Suppe danach, oder die Suppe zuerst und das Fleisch hinterher, eine dritte Variation war, das Fleisch in die Suppe zu schneiden und alles zusammen zu verzehren.

Wir besprachen den Fall ausgiebigst, obwohl eigentlich wenig darüber zu sagen war. Aber es war doch mal ein andres Tischgespräch als die Zahl der Ratten, welche ich heute beim Wasserholen aus dem Brunnen gefischt hatte, daß die Kuh noch immer nicht kalben wollte, und wie der Caballerizo abermals vergessen habe, genügend Feuerholz zu bringen. Und wann die Post wohl endlich käme?

Später, als ich zum Zeitvertreib und um meine spanischen Kenntnisse zu vervollkommnen, die Telephongespräche meiner Nachbarn überhörte, stellte ich fest, daß überall die Rede von dem verrückten Indianer war.

"Es un tipo peligroso, ese loco, viene de noche cuando nadie le sospecha — y no hay caso para agarrarlo, es tan vaquiano de a caballo!" "Anda medio desnudo!" war eine weitere Feststellung, die gemacht wurde.

Immerhin hatte er sich seine Opfer bisher nur unter der Indianerbevölkerung ausgesucht, ich machte mir hinsichtlich meiner eignen Sicherheit weiter keine Sorgen. Es kommt fast nie vor, daß Indianer einen Weißen, besonders

weiblichen Geschlechtes, angreifen — sie haben offenbar Angst vor unserer „Ueberlegenheit“, mit der es aber, besonders in den großen Einöden, nicht allzuweit her ist.

Eines Tages nun stand ich wieder in der Küche und rührte in dem oben schon allzuoft erwähnten Mittagsgericht. Jacky lag unterm Tisch, die Beine von sich gestreckt, den großen viereckigen Kopf mit den gefährlich aussehenden Kiefern zärtlich gegen meine Reitstiefel gelehnt, die da zum Trocknen standen, und schnarchte. Wenn Jacky keine Jagd auf Schafe machen konnte, fand er das Leben keineswegs des Wachens wert, und verbrachte es daher zum größten Teil schlafend.

Plötzlich, wie ich vom Kochtopf aufblicke, steht ein Mann in der offnen Küchentür, gerade mir gegenüber. Er mochte schon eine Weile dort gestanden und mir zugesehn haben, denn er lehnte am Türrahmen und kaute gemächlich an einem trocknen Grashalm. Ich sah ihn und wußte im selben Augenblick, daß es der berüchtigte Loco war. Er war klein und trug als einzigste Bekleidung ein völlig durchlöchertes Hemd mit kurzen, ausgefransten Aermeln, dazu eine zerfetzte schmutzstarrende Bombacha. Barfuß, mit langem schwarzen Haar, das ihm staubig und verfilzt in das dunkle Gesicht hing, mit Augen, die unentwegt rollten, sodaß man fast nur das Weiße von ihnen sah, welches aber nicht weiß, sondern ganz blutunterlaufen war, und mit dichtem Schaum, der ihm um den dicklippigen Mund stand und am Kinn herunterlief — so stand er da und schien sich zu freuen, einen Kandidaten für seine Mordgelüste so unzweifelhaft in der Enge zu haben.

Mein Herz fing furchtbar an zu bummern, und ich fragte: “Qué quiere?”

“Quiero yerba!” antwortete der Mann mit einem schielenden Lächeln, welches ein paar schwarze, abgebrochene Zähne enthüllte und ihn noch teuflischer wirken ließ. Dabei kam er einige Schritte in die Küche herein.

“Allá en la cocina de los peones le van a dar — aqui no tengo”, sagte ich und versuchte gleichgültig auszusehn, was mir aber wohl nicht ganz glückte.

“No, quiero yerba de acá!” Und er kam noch ein paar Schritte näher. Zu meinem Schrecken sah ich, daß er eine dicke Rebenque in einer seiner großen, zerkratzten und vernarbten Hände trug.

“No tengo yerba!” rief ich in Verzweiflung und stampfte mit dem Fuß auf — eine Ange-

wohnheit, welche ich mir aus der Kinderzeit herübergerettet habe für Fälle, in denen ich absolut kein besseres Argument mehr finden kann. Es schien ihn aber keineswegs zu überzeugen, er kam immer näher, und nun war nur noch der Herd zwischen seinem wunderlich beschmierten Gesicht und mir. "Déme yerba!" sagte er immerfort, "Déme yerba!"

Mein Herz schien zu stocken — nie vorher in meinem Leben noch nachher habe ich einen Moment so lähmender Angst erlebt — da kam mir der rettende Gedanke. „Jacky", brüllte ich, — „Jacky, faß ihn!"

Jacky, mein „Beschützer", hatte die ganze Zeit über unterm Tisch weitergeschlafen — er hatte einen gesunden Schlaf, und ließ sich nicht so leicht darin stören. Nicht mal mein Fußstampfen, von dem die ganze wackelige Küche erzitterte, hatte ihn aufgemuntert. Jetzt aber, als ich ihn so laut rief, hob er seinen Kopf, stand auf, reckte seinen ganzen sehnigen Körper und gähnte. Er gähnte ausgiebigst und zeigte dabei seine schneeweißen mächtigen Zähne, von denen besonders die Eckzähne wie große Hauer hervorstanden. Der Indianer drehte sich nach ihm um, sah ihn einen Moment sprachlos an — und war im nächsten verschwunden. In der Küche roch es noch nach all den Düften, die sein schmutziger Körper ausgeströmt hatte, aber er selber war weg. Er nahm sich auch keineswegs die Zeit, auf der Peonsküche wegen Yerba vorzusprechen — vielmehr schwang er sich auf den Tordillo, welchen er an einem Pfahl angebunden hatte, und war im nächsten Augenblick über alle Berge. Wahrscheinlich wußte er, daß niemand in der Peonsküche war, denn die Leute waren sämtlich ausgeritten — aber ich glaube, auch im andern Fall hätte er für diesmal auf seinen Mate verzichtet, wenn es ihm überhaupt darum zu tun gewesen war.

Er trieb noch ein paar Wochen sein Wesen in der Gegend, einmal auf diesem, einmal auf jenem Pferd wie eine Windsbraut durch die Berge fliehend, wenn die Polizei und sonstigen Estanciabewohner hinter ihm her waren — schließlich gelang es einem alten Gaucho, ihn mit Hilfe eines geschickten Lassowurfes einzufangen, worauf man ihn ins Irrenhaus brachte.

Wenn ich ab und zu nachts einen Albtraum habe, so kommt er unweigerlich in Gestalt eines wilden Mannes mit roten Augen, der mir ins Ohr flüstert "quiero yerba, quiero yerba!" Und wenn ich dann schweißgebadet aufwache, denke ich mit Dankbarkeit an Jacky, der, obwohl er mir so viel Kummer gemacht, mir doch einmal — wenn auch ganz ohne sein Zutun — das Leben gerettet hat.

HUMOR

Der Autogrammwunsch

Hebbel erhielt einmal von einem hartnäckigen Autogrammsammler folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr, ich sammle Autogramme berühmter Meister und zahle für jedes Wort zehn Mark. Anbei zwanzig Mark. Ich bitte Sie, für diesen Betrag nur zwei Worte auf ein Blatt Papier zu schreiben."

Hebbel lächelte ironisch, als er den Brief an den Autogrammjäger in den Briefkasten warf. Der Brief enthielt nämlich nur zwei Worte, und zwar stand auf dem Papier: „Betrag erhalten."

*

Die Einladung

Ein Verleger hatte von einem noch unbedeutenden Autor einen Roman erworben, den er mit einer einmaligen Abfindungssumme honorierte. Wie es der Zufall so wollte, wurde dieser Roman ein ganz großes Geschäft. Der Verleger scheffelte Geld, während der Autor das Nachsehen hatte. Einmal nahm der Dichter an einer von dem Verleger veranstalteten Festlichkeit teil, bei der die erlesensten Delikatessen und teuersten Weine auf den Tisch kamn. Als der Autor sich verabschiedete, sagte er zu dem Gastgeber: „Nun, mein Herr, wie hat es Ihnen heute abend bei — mir geschmeckt?"

*

Ein Universitätsprofessor las über Psychologie und sagte dabei einmal folgendes: „Einige halten die Seele für unsterblich, andere nicht. Die Wahrheit aber wird hier, wie meistens, in der Mitte liegen!"

*

Ein gutmütiger Examinator

Der Heidelberger Mineraloge Blum war manchmal im Examen recht gutmütig. Als ihn einst ein Physikumskandidat vor der Prüfung besuchte und vorbereitend betonte, daß er als Mediziner nicht allzusehr in der Mineralogie beschlagen sei, sagte Blum: „Na, es wird schon gehen. Was Sie nicht wissen, werde ich wohl wissen." Und so ging das Examen denn auch unter gegenseitiger Ergänzung flott vonstatten.

*

Ein Pharmakologe prüfte im Examen einen wenig vorbereiteten Kandidaten und fragte unter anderem auch nach einem scharfen Abführmittel, von dem nur ein, oft nur ein halber Tropfen verabreicht werden darf. „Welche Do-

sis", fragte der Professor, „würden Sie dem Patienten verschreiben?"

„Nun, einen halben Teelöffel", lautete die Antwort.

Der Professor winkte ab und sagte: „Ich danke, Herr Kandidat. Diese Dosis genügt zu Ihrem Durchfall!"

*

Als man den Sohn des Chemikers Kekulé von Stradonitz am Schluß seiner Schulzeit einmal fragte, welchen Beruf er ergreifen wolle, antwortete er: „Das weiß ich noch nicht ganz genau. Aber eins weiß ich: Chemiker werde ich bestimmt nicht!" Auf die weitere Frage; warum er denn nicht in die Fußtapfen seines berühmten Vaters treten wolle, gab der Primaner zur Antwort: „Entweder werde ich ein schlechterer Chemiker als mein Vater — dann wird alle Welt rufen: Aha, das alte Lied — der unbedeutende Sohn eines bedeutenden Mannes. Oder ich werde ein noch besserer Chemiker, und das wäre mir noch unangenehmer, denn das kann ich doch meinem Vater nicht antun!"

Die verschiedenartigen Strauße

Zu der königlichen Tafel in Berlin war eines Tages unter anderen der Berliner Theologe Gerhard Strauß geladen. Die Hofdame, deren Tischnachbar er war, wurde vorher von dem Hofmarschall davon unterrichtet, daß ihr Nachbar ein großer Mann sei.

Als man sich zu Tisch setzte, drückte die Dame alsbald ihre Freude darüber aus, daß sie den berühmten Verfasser des „Lebens Jesu" zum Gesellschaftler habe.

„Der bin ich nicht", sagte Strauß, der ein erklärter Gegner des anderen Strauß war.

„Dann sind Sie also der, der all die schönen Walzer in Musik gesetzt hat?" rief die Dame noch begeisterter.

„Nein, der bin ich auch nicht", erwiderte der Gefragte etwas angebittert. „Ich bin auch nicht der Strauß, der die großen Eier legt. Ich bin der Berliner Hofprediger Strauß!"

Hauptschriftleiter: Eberhard Fritsch. **Schriftleiter:** Gustav Friedl. — **Verlag vom Dürer-Haus in Buenos Aires. Schriftleitung:** Casilla de correo 2398, Sarmiento 542, T. A. 34-1687. — **Anzeigen-Annahme:** H. Müller. T. A. 32-1690. — **Druck:** Imprenta Mercur, Rioja 674. Sämtliche in Buenos Aires.
Der Weg erscheint am 5. jeden Monats. — **Preise: Argentinien, Amerika und Spanien:** Einzelheft m$n 2.—, ½ Jahr m$n 12.—, 1 Jahr m$n 22.—; **Europa und übriges Ausland:** Einzelheft m$n 2.50, ½ Jahr m$n 15.—, 1 Jahr m$n 27.50. **Preise in Chile:** in chil. $: Einzelheft 25.—, ½ Jahr 145.—, 1 Jahr 270.— **Preise in Brasilien** in Cr. $: Einzelheft 11.—, ½ Jahr 66.—, 1 Jahr 120.—.
Alle Geldüberweisungen auf Order **"Dürer S. R. L."** — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Impreso en Argentina — Printed in Argentine.